

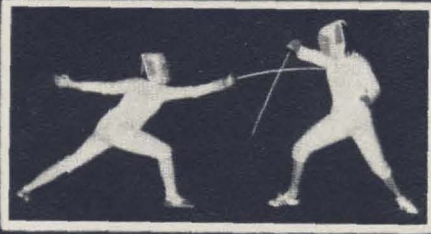
cl

*Gen. Gruppe
10.10.74*

5

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN *1,- M*1974





20



84

4



INHALT

- 4 Schüsse auf dem Achterdeck
- 10 Leser vom Dienst
- 12 Projekt XY
- 16 Postsack
- 20 Parade, Riposte
- 22 AR-Information
- 24 In Ehren gegangen, in Ehren empfangen
- 28 Die Faust als Waffe
- 34 AR-Spiel 74
- 36 Bewährung im Unterholz
- 38 Die Rache
- 44 Wer ist Stirlitz?
- 48 Gerd und Gerda
- 52 Medaillen eines Krieges
- 54 Militärtechnische Umschau
- 55 Guten Tag, Herr Abgeordneter
- 58 Dienstjahre
- 60 Typenblätter
- 62 Messer, Nagel, Schere, Licht
- 68 AR international
- 72 Höch hinaus
- 74 Die Flucht
- 80 Putsch oder Revolution
- 84 Singe, wem Gesang gegeben...
- 88 Technik-Porträt – Panzer T 55
- 90 AR-Bildkunst 1974
- 92 Nationalitätenkennzeichen an Militärflugzeugen (VI)

10000 Mark ar Spiel 74



34



80



16



62

28

Was hat es für einen Sinn,
die Volksvertretung meiner
Garnisonstadt zu wählen,
wo ich hier nur vorübergehend bin?
Soldat Stefan Thieme

Ist es nicht ein bißchen wenig,
was ich als Unteroffizier
für Disziplinarbefugnisse
zum Belobigen habe?
Unteroffizier Rolf Sohl

Eineinhalb Jahre Aufenthalt an einem Ort sind zwar keine allzu lange Zeit, aber auch keine so kurze, als daß man sie vorübergehend nennen könnte. Reicht sie nicht eher aus, um schon von einem zweiten Zuhause zu sprechen?

Als Soldat sind Sie durch tausend Fäden mit Ihrer Garnisonstadt verbunden. So bewegt es Sie bestimmt, was sich hier tut – im Interesse unserer Gesamtentwicklung wie der Lösung der örtlichen Probleme. Die Kommunalwahlen am 19. Mai sind die ersten nach dem VIII. Parteitag der SED. Sie markieren eine bedeutsame Etappe unserer Vorbereitung auf den 25. Geburtstag der DDR, in der sich die Lebenskraft der sozialistischen Gesellschaft eindrucksvoll beweist und für die Sie im SOL-DATENAUFTRAG XXV alle Kräfte einsetzen, um das Geschaffene und noch zu Schaffende zuverlässig militärisch zu sichern.

Um beides geht es auch bei den Kommunalwahlen: Um das, was besonders nach dem VIII. Parteitag der SED getan wurde, und um das, was zu tun bleibt. Da ist auch Ihr Gedanke, Ihr Vorschlag und Ihre Initiative gefragt. Hier in ihrer zweiten (Garnison) Heimat, wo – wie an Ihrem Heimatort und überall in unserem Land – daran gearbeitet wird, den Sozialismus durch millionenfaches Zusammenwirken reicher, schöner und vollkommener zu machen. In diesem Sinne prüfen Sie die Kandidaten der Nationalen Front und geben ihnen das Mandat als Kreistagsabgeordnete, Stadtverordnete oder Abgeordnete der Stadtbezirksversammlungen. Ich kann mir vorstellen, daß Sie und Ihre Genossen da konkrete Wünsche anmelden, die in der Wahlvorbereitung zu festumrissenen Wähleraufträgen werden. Vielleicht ist es eine Buslinie, die im Interesse der Soldaten anders



gelegt oder deren Fahrplan günstiger gestaltet werden müßte. Oder es geht um gemeinsame Anstrengungen für bessere Dienst- und Lebensbedingungen, um mehr Tanzmöglichkeiten am Ort, um die Gaststättenkultur und andere Probleme der Versorgung und Betreuung in der Garnisonstadt.

Es sind die Grundfragen und die sogenannten kleinen Fragen, um die es bei den Kommunalwahlen geht. Das aber sind Dinge, die jeden angehen und jeden bewegen – dort, wo er lebt und als Soldat dient. Deshalb hat es seinen guten und tiefen Sinn, daß Sie den Kandidaten der Nationalen Front eben dort Ihr Mandat geben, wo Sie Ihren Wehrdienst leisten.

*

Ein Wort vorweg.

Ich finde es sehr gut, daß es Ihnen in der disziplinarischen Praxis und damit bei der Erziehungsarbeit in erster Linie um die Anerkennung mit dem Lob oder der (dienstlich offiziellen) Belobigung geht. Da allerdings, meinen Sie, ist das Recht zum Aussprechen des Dankes in Befehlsform zu wenig.

Ich glaube, da irren Sie.

Sie gehen richtig davon aus, daß jeder Mensch Erfolgserlebnisse braucht. Gerade davon aber soll er soviel haben wie möglich und so oft, wie er in der Tat etwas Erfolgbringendes geleistet hat. Also keine Anerkennung aller halben Jahre, sondern unmittelbar nach einer entsprechenden Leistung. Es geht um das Prinzip: Anzuerkennen, was anerkennenswert ist. Darauf liegt die Betonung – was ich mir, nebenbei gesagt, auch schon mal von der Parteileitung meiner Grundorganisation habe sagen lassen müssen. Wie und womit die Anerkennung ausgesprochen wird, ist zwar auch bedeutungsvoll, aber zuerst zählt das lobende Wort. Und da sind Ihnen keine Schranken gesetzt. Gleich an Ort und Stelle ausgesprochen, wirkt es mitunter mehr als eine andere Belobigungsart, die eine Woche später kommt. Nutzen Sie also die Ihnen in der Disziplinarvorschrift gegebenen Möglichkeiten, und wenn Sie meinen, daß eine Leistung in der Tat eine ganz besondere Würdigung erfahren sollte, so haben Sie als Gruppenführer das Recht, Ihrem Zugführer oder Kompaniechef entsprechende Vorschläge zu unterbreiten.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

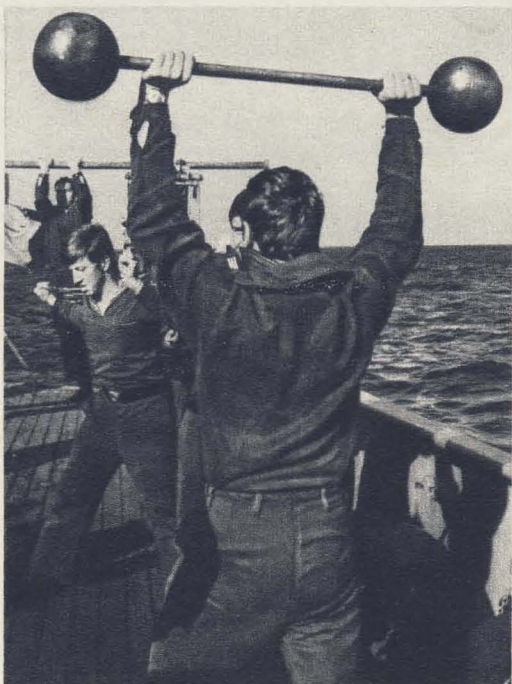


SCHÜSSE AUF DEM ACHTERDECK



**SIND NICHT NORMAL IM VOLKS-
MARINE-ALLTAG. AUCH HIER AUF
DEM MLR-SCHIFF „POTSDAM“ NICHT.
TROTZDEM HAT'S MAAT WERNER
GROSSE (I.) MAL MIT DEM LUFT-
GEWEHR VERSUCHT. SEINEM BE-
TROFFENEN GESICHT NACH
NICHT SEHR ERFOLGREICH.**





Aber sonst hat er keinen Grund zur Traurigkeit. Er trifft mit dem, was er in die Hand nimmt, schon ins Schwarze. Ob nun in seiner dienstlichen Funktion als E-Maat oder als rühriger Sportorganisator des Schiffes. Deshalb ist es auch kein Zufall und durchaus verdient, daß er die ersten Schüsse aus der neuen Luftbüchse abgeben darf. Am Wochenende hatte es nämlich im Truppenteil Thomas einen seesportlichen Wettkampf gegeben, und die Sieger-Einheit Röske hat nun in ihrem Sportmaterialienbestand auch ein Luftgewehr Marke „Preis der AR“. Entscheidend für den Sieg der Röske-Matrosen war schon der Auftaktwettbewerb, das Kutter-

rudern. Der Bootsmann der „Potsdam“, Meister Frank Wagner, hatte als Kutter-Chef seine 10-Mann-Besatzung so gut in Schuß, daß sie auf den etwa 750 Metern fast eineinhalb Minuten Vorsprung herauspulten. Zum Schlauchbootrennen kletterten jeweils drei Matrosen in voller Gefechtsmontur, ein Minensprengkommando darstellend, in die Boote. Vierhundert Meter war die „Rennstrecke“ zwischen zwei Schiffen lang. Dazu noch ein ordentlicher Wellengang. Es war schon schwierig, ohne Wasser über Bord zu nehmen den Kurs zu halten. Aber dann war ja noch Tempo gefragt. Trotzdem war der „Einlauf“ so knapp, daß beinahe

elektronische Zeitmessung nötig gewesen wäre, um den Sieger zu ermitteln. Beim Schwimmen im Kampfanzug gab's zwar einen klaren Einzelsieger. Stabsmatrose Schneider schrubbte die 250 Meter in 6:35 Minuten herunter. Doch die drei Starter für die Einheit Röske, Matrose Seifert, Obermatrose Möller und Maat Große, schwammen fast geschlossen in wenig mehr als sieben Minuten über die imaginäre Ziellinie. Der Gesamtsieg war damit sicher.

Anschließend ging's zur Ausbildung auf See. Wenn es auch nur eine Mini-Reise war, ein Drei-Tage-See-Reede-Törn für Unteroffiziersschüler. Freilich ist ein solch umfangreiches Freizeit-



sportprogramm, wie wir es auf der „Potsdam“ erlebten, in einer so kurzen Zeit sonst nicht drin. Die „Potsdamer“ Stammbesatzung zeigte uns und den Unteroffizierschülern mal, im Zeitraffer sozusagen, was sie auf der Palette haben. Was an Sport so alles möglich ist auf dem doch recht engen Raum ihres Schiffes. Maat Werner Große war uns dabei der Vermittler und Organisator und auch, wie schon beim



Eine olympische Disziplin ist das Feudelballspiel zwar nicht, aber für den Matrosensport an Bord genau das Richtige. Platz braucht man nicht viel, einen Heiden-
spaß macht's, und einen Nutzen für den
Dienst kann man daraus auch gewinnen.
Auf der „Potsdam“ soll's nun
zum Programm gehören.



Schwimmen, eifriger Mitmacher. Das Achterdeck war als größte Freifläche des Schiffes naturgemäß die Hauptarena des Freizeitsportes. Dort kann man sich individuell oder auch im Kollektiv „schaffen“.

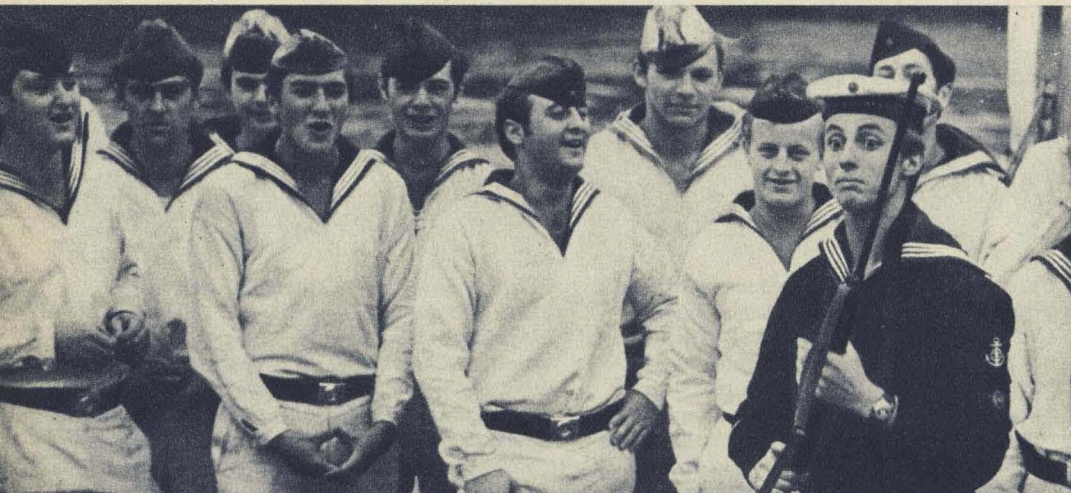
Ob man einen Boxkampf nun zu einer Individuell- oder einer Kollektivschaffte zählen will, sei jedem selbst überlassen. Alle wagten es jedenfalls nicht, sich die gepolsterten Handschuhe über-

kränke gelegt, diente als Reckstange. Man muß sich nur zu helfen wissen. Ich erlebte die Matrosen auch, wie sie einen Kutter aussetzten und einholten, und wie sie den Anker mit der Hand hievten (Foto auf S. 4). Also Kraft brauchen die wirklich.

Echt kollektiv wurde es beim Tauziehen. Da war auch der Smutje dabei. Muß er auch. Denn wenn die Besatzung die Schleppleine einholt, wird jede Hand

Aber wir sahen die Matrosen auf diesem Schiff nicht bloß ganz hinten Sport treiben.

Was ich erst für den Transport eines Zentners Kartoffeln zur Kombüse hielt, entpuppte sich bei genauerem Hinsehen bald ebenfalls als sportlicher Wettbewerb: Fenderlauf. Ein Staffellenrennen quer durchs Schiff. Der Staffelstab ist der Fender, der zwar keinen Zentner wiegt, aber auch geschleppt sein will.



zuziehen. Aber die lebende und lautstark die beiden Kämpfer anfeuernde Begrenzung des Boxrings bildeten sie gerne. Maat Rolf Truschkewitz vom Maschinenabschnitt und Obermatrose Peter Behrendt, Artillerist, beplasterten sich ordentlich mit Geraden, Haken und Schwingern. Sie schenkten einander nichts. Truschkewitz' blutende Nase sagte es – das war kein Scheingefecht, hier wurde mit harten Bandagen gekämpft.

Schnell war der Boxring abgebaut, und das Achterdeck verwandelte sich in eine Gewichtsheberarena. An Hanteln, Rundgewichte und Expander traute sich jeder ran. Krafttraining ist ja auch wesentlich „ungefährlicher“ als Boxen. Auch aufs Klimmziehen brauchte man nicht zu verzichten. Das selbstgebaute Duschrohr, auf die Räumotter-

gebraucht, da ist auch seine Armkraft gefragt. Und die kriegt er ja nicht bloß vom Klappern mit Töpfen, Tiegeln und Pfannen.

„Feudelball“ spielte er mit, weil's ihm einfach Spaß machte. Für uns nahmen sie wegen der Farbfotos statt des Feudels (Scheuerlappen) mal ein buntes Winkeltuch. Ansonsten genügt irgendein Lappen und für jeden der beiden Kämpfer, die eine Mannschaft bilden, ein Schrubber oder ein Besenstiel. Ich hatte nicht gedacht, daß man bei diesem Spiel, das ich auf einer Geburtstagsfeier mal in der guten Stube gespielt hatte, so ins Schwitzen geraten könnte...

Das war's, vom Sport-Achterdeck der „Potsdam“. Mit ein paar Ideen gibt das bestimmt noch mehr Körperertüchtigungs-möglichkeiten her.

Und der Hindernislauf an Bord (ohne Fender) geht über die schwierigsten Ecken. Nicht nur daß das Konditionstraining für den Matrosen ist, das hilft ihm auch, sich auf dem Schiff zurechtzufinden, bei Alarm schnellstens auf seine Gefechtsstation zu kommen.

Die „Potsdam“ machte wieder an der Pier fest. Hier im Hafen legen sie sich nun nicht etwa auf die faule Haut. Bei Thomas ist schon etwas los im Sport. Da gibt's die Meisterschaften des Truppenteils im Volleyball, im Kleinfeldfußball, im Schwimmen, Tischtennisturniere und Leichtathletiksportfeste.

Und in der Einheit Röske nun öfter auch Luftgewehrwettbewerbe. Die Schüsse auf dem Achterdeck sind jetzt sicher gar nicht mehr so außergewöhnlich.

Oberstleutnant Günther Wirth



BILDKUNST 1974

Samuel Rozinas: „Standhalten bis zum Tode“, Linolschnitt

Der sowjetlitauische Künstler Samuel Rozinas ist ein prominenter Vertreter der zeitgenössischen kämpferischen Grafik. Im Jahre 1926 geboren, war er gerade alt genug, um noch als aktiver Kämpfer in der Partisanenbewegung gegen die deutschen Faschisten teilzunehmen. Im Ghetto von Vilnius, wo er von den Nazis zusammen mit den Eltern und Geschwistern eingesperrt war, fand er Verbindung zur Außenwelt und wurde Partisan.

Seit 1949 widmete er sich dem Studium der bildenden Kunst, das er in Leningrad abschloß – nicht ohne einige Auszeichnungen für sein künstlerisches Schaffen erhalten zu haben. Vor allem in der Kunst der Grafik, die eine große Vervielfältigung ermöglicht, fand er das ihm entsprechende Ausdrucksmittel. Unter vielen Themen rangiert an wichtigster Stelle sein großes jugendliches Grunderlebnis, der Partisanenkampf in der Litauischen Sowjetrepublik.

Die sowjetischen Partisaneneinheiten waren der große Schrecken der faschistischen Armeen und das große Rätsel für die Nazigrößen, die nicht verstehen konnten, was Sowjetpatriotismus in der Tat bedeutet. Ein Denkmal, im vollen Wortsinn, auf diesen Patriotismus der Sowjetvölker ist der nebenstehende Linolschnitt. Dieses Blatt ist Bestandteil einer Grafikkarte, die die besten grafischen Arbeiten Rozinas enthält.

Die Technik des Linolschnittes ist leicht erklärt. Der Künstler zeichnet seine Idee auf ein Stück Linoleum (nicht Kunststoffolie, die heute oft fälschlich als Linoleum bezeichnet wird, wenn es sich um Fußbodenbelag handelt). Mit einem speziellen Messer sticht er aus dem Linoleum das

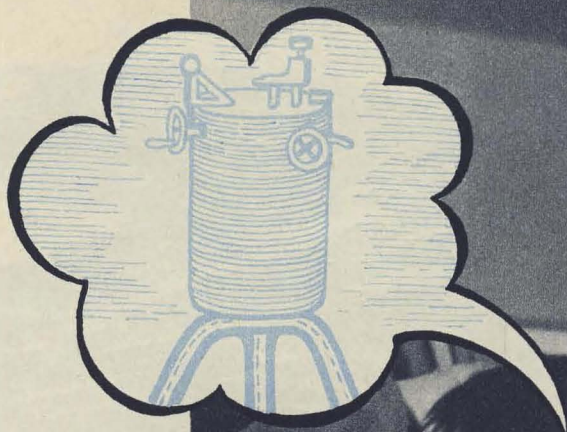
heraus, was wir auf dem Abdruck weiß sehen. Dann wird das Linol mit schwarzer Druckfarbe eingefärbt und ein weißes Papier fest aufgedrückt. Der Abdruck ist die fertige Grafik. Die Komposition bildet eine feste, blockhafte Gestalt. In dem Block vollzieht sich eine heftige Bewegung, die von drei Seiten in die obere linke Bildseite zielt. Das ist das erste, was man mit dem Auge wahrnimmt. Allein schon diese Dynamik läßt niemanden kalt. Die Hauptlinien der mehrfigurigen Komposition schneiden sich in einem spitzen Winkel. Man erkennt die sowjetische MPi. Ihre Träger sind Männer, die mit ganzer Kraftaufbietung voranstürmen. Zwei heben einen Stein wie zum Bau einer Barrikade. Dadurch wird der Verteidigungscharakter deutlich. Die Partisanen haben keine persönlichen Merkmale. Sie sind vom Künstler als Typus aufgefaßt, Summe aller Eigenschaften, die Hunderttausende Sowjetpartisanen auszeichnete: „Standhalten bis zum Tode.“

Dieses Blatt ist kein Hurra-Schrei, sondern Tatbestand und Ausdruck der Zuversicht. Der Titel des Blattes berücksichtigt die historische Wahrheit – weil sie standgehalten haben, blieben sie am Leben und mit ihnen das ganze Sowjetvolk, schufen sie das Unterpfand auch unserer Befreiung.

Mit Recht erhielt Samuel Rozinas im Jahre 1965 eine Silbermedaille von der Akademie der Künste der UdSSR.

Günter Meier
Diplom-Kunsthistoriker





„Sascha, na Kosle . . . Doska . . . Obstanowka!“
 Enttäuscht schaut Winfried Littek in Saschas Gesicht. Die einzige Antwort auf seine Erklärung ist ein unsicheres Lächeln. Eine Wohnungseinrichtung auf einen Bock zu stellen, ist für Sascha perfekter Unsinn. Als Sascha zu klären sucht: „Winfried, na Plastina; njet Obstanowka. . .“ ist Littek vollkommen geschafft. Wann hatte er nur etwas von Plaste gesagt? Verzweifelt greift er zum Wörterbuch. Dort steht schwarz auf weiß Obstanowka für Einrichtung, gemeint ist allerdings die für eine Wohnung. Die mechanische Einrichtung, an die er dachte, heißt aber auf russisch: Ustanowka. Auch sieht er, Sascha hatte nichts mit Plaste im Sinn, sondern bezeichnete zu recht die Platte auf dem Bock mit Plastina, eben die stählerne Variante einer Holzplatte. Schließlich wollten sie ja aus Metall bauen. Einen Simulator, an dem sie das Richten ihrer Kanonen üben können:



PROJEKT



XY

Seit Jahren pflegt die Abteilung Weyh brüderliche Kontakte zur Abteilung Tarabrin. Die sowjetischen und deutschen Artilleristen fanden immer mehr Gefallen aneinander. Sie haben die gleichen Kanonen und die gleichen militärischen Aufgaben. Sie kämpfen für die gleiche Sache. Trotzdem, je länger sie sich kennen, immer wieder finden sie etwas, das der eine nicht hat oder der andere nicht weiß. Mit der Umrüstung der Abteilung Weyh beginnt die Geschichte von XY.

100-mm-Kanonen werden ihr übergeben, ein wirksames Panzerabwehrmittel, dem keiner der bekannten Panzertypen gewachsen ist. Die Kanoniere müssen umlernen. Die Rohre der Kanonen sind länger und ihre ballistischen Werte besser, die treffsichere Schußentfernung wird weiter und verlangt genaueres Richten.

Die Kanoniere in Littkes Batterie trainieren und trainieren, am Tage und in der Nacht. Feldwebel Walter, Feuerzugführer in dieser Batterie, grübelt seit Tagen über einem Problem: Für jedes Training müssen die Kanonen bewegt werden. Sie wiegen Tonnen. Zugmaschinen werden benötigt. Aufprotzen – abprotzen, dazwischen liegt eine Stunde Fahrt. Gearbeitet wird aber nur mit den Richtmaschinen, die Kanonen selbst werden nur hin und her gefahren. Es müßte etwas geben, das die Kanonen im Training ersetzen könnte.

Das Neuereraktiv der Abteilung bespricht Walters Überlegungen und beschließt, um weiter zu kommen, mit dem geeigneten Mann von Tarabrans Artilleristen zu sprechen.

Der kommt und bringt gleich einen Teil seines Neuereraktivs mit. Einen langen Vormittag sit-

zen Oberleutnant Kalenkin, die Sergeanten Litschasow und Iwanow, Hauptmann Schürer, Oberleutnant Littek und Feldwebel Walter zusammen. Man wird sich einig: für das Richttraining ist ein Simulator nötig. Die sowjetischen Genossen haben schon ein Richtübungsgestell, sind aber damit nicht zufrieden. Die Übersetzungen an ihm stimmen nicht mit denen an der Kanone überein.

Oft, so meint Oberleutnant Kalenkin, sind die Verlegewinkel vom rechten oder linken Orientierungspunkt zum Ziel größer als Striche auf der Strichplatte des Panzerfernrohres angegeben sind. Der Kanonier aber, der die Striche an den Umdrehungen seines Handrades abzuzählen versteht, ist schneller als ein anderer, der als Hilfe neue, zusätzliche O-Punkte im Gelände markieren muß. Deshalb mußte man das Gefühl für die Umdrehungen auch an einem Übungsgerät trainieren können. Ist die Meinung der sowjetischen Genossen. Das Projekt hat deshalb in seinen mechanischen Übersetzungen denen der Kanone zu gleichen.

Schürer, Littek und Walter sehen das ein, obwohl es kompliziert sein wird. Schürers Konzeption strebt ebenfalls nach Genauigkeit. Sie sieht zum Unterschied zur sowjetischen eine Aufspannvorrichtung für eine Handfeuerwaffe vor. Ein Kontrollschuß ist der beste Beweis, ob richtig eingerichtet wurde. Das leuchtet den sowjetischen Artilleristen ein.

Trotz oftmaliger Vieldeutigkeit der Begriffe, die einmal die deutschen, dann wieder die sowjetischen Genossen zum Lachen zwingt, liegt dennoch eine gemeinsame Grundkonzeption auf dem Tisch: Ein Dreibock trägt das Gerät, das eine Höhen- und Seitenrichtmaschine aufnimmt. Auf diesem Gerät sind Halterungen für die optischen Geräte und für eine Handfeuerwaffe befestigt.

Was aber nutzt die beste Idee, wenn man sie nicht verwirklichen kann? Weder die Abteilung Tarabrin, noch die Abteilung Weyh verfügt über Werkstätten, die auf die Anfertigung von Zahn- und Schneckenrädern vorbereitet sind. Und so tragen die Genossen dauernd die Idee mit sich herum, ohne mit ihr fertig zu werden.

Auch am Tage der Auszeichnung der Abteilung Weyh für gute Ergebnisse im Ausbildungsjahr sitzt sie in den Köpfen.

Wem anders, als dem zur Gratulation anwesenden Leiter des Patenbetriebes, Genossen Ingenieur Krüger, könnte man sie darlegen: Genosse Krüger versteht sofort: „Eure Kanone nachbauen? Bis Januar ist das vergessen!“ Major Tarabrin, der ebenfalls den deutschen Waffenbrüdern gratulieren kam, und Hauptmann Schürer haben Muhe, Krügers Tatendrang zu bremsen, als dieser losgehen will, um sofort an der Kanone maßzunehmen...

Dann hat Genosse Krüger „das Ding in der Mache“. Diplom-

So war es. Die tonnenschweren Geschütze wurden per Zugmittel zum Richtplatz gefahren.



ingenieur und Leutnant der Reserve Stoye knaupelt mit. Längst ist aber der Januar überschritten. Seit Wochen schon gibt es in der Zentralwerkstatt des Chemischen Kombinates Bitterfeld an den Sonntagen eine 4. Schicht. Genosse Krüger, Genosse Stoye, Meister Weninger und Gefreiter Winter tüfteln an einem halben Dutzend Zahnradern herum. Krüger und Stoye gönnen sich auch in der Woche keine Ruhe mit dem Ding.

Da klingelt abends das Telefon bei Krügers. Am Apparat ist Stoye: „Du Gerhard, ich hab's!“ Nach langer Debatte von Haus zu Haus wird man sich einig. Stoye sitzt die halbe Nacht über der Skizze, die er morgens auf den Schreibtisch von Krüger legt. Beiden fällt es wie Schuppen von den Augen: „Daß wir nicht gleich darauf gekommen sind!“ Die gefundene Lösung besticht durch ihre Einfachheit. Enttäuscht stellen sie am praktischen Versuch fest: nun bewegt sich wohl das Gerät in der Höhe, aber die Bewegungen nach den Seiten führt es nicht mehr aus.

Wochen später reagiert nach weiterem Konstruieren das Getriebe nach Höhe und Seite, aber die Übersetzung ist nicht die gleiche wie an der Kanone. Oberstleutnant Humann beschwört die beiden Ingenieure, es doch so zu lassen, es genüge so. Das hätte Humann Krüger nicht sagen dürfen. Alles was Krüger antwortet: „Gepfuscht wird nicht, das geht über unsere Arbeiterehre!“

Projekt XY hätte seine Geburt kaum überstanden, wäre es nicht in die Hände dieser Genossen gekommen, die es verstehen, dort zuzupacken, wo sie gebraucht werden, und die es gewohnt sind, sich für mehr verantwortlich zu fühlen als nur für die unmittelbare eigene Arbeit.

Drei Reservistenkollektive zu je 45 Genossen arbeiten in der Zentralwerkstatt. „Die Reservisten müssen so lange als möglich ihr militärisches Wissen und Können erhalten, sonst war ja ihre Ausbildung umsonst; da hilft uns die Pateneinheit!“ Genosse Krüger schweigt über seinen Anteil an dieser Arbeit. Dagegen lobt er die Vorträge der Offiziere aus der Abteilung Weyh. Zu recht. Alle Maßnahmen, die sie leiten, sind gut besucht, und sogar Gäste aus anderen Abteilungen des Kombinats nehmen daran teil. Aber die Aktivität der Reservisten in der Werkstatt selbst kann die Pateneinheit von außen wohl kaum beeinflussen. Projekt XY bringt auch eine andere Sache in Gang. Während der Arbeit an dem Gestell treffen Tarabrin's Artilleristen einige Male mit Krüger, Stoye, Weninger zusammen. Es entwickelt sich eine enge Freundschaft. Die sowjetischen Genossen sind oft zu Gast bei den Arbeitern. Sie nehmen auch am Reservisten-sportfest der Zentralwerkstatt teil. Aktive deutsch-sowjetische Freundschaft wird für die Arbeiter zum persönlichen Erlebnis.

In Krügers Werkstattbüro richten

die DSF-Mitglieder ein Freundschaftszimmer ein. Neben der Freundschaftsfahne von den sowjetischen Chemiearbeitern aus Ufa hängen sie die Fotos von der Arbeit am Projekt XY, und wie es von Tarabrin's Offizieren begutachtet wird.

„Die Genossen in Ufa werden uns nicht böse sein, wenn wir die Bilder neben ihre Fahne hängen, es bleibt ja in der Familie!“, scherzt dabei Genosse Krüger. Stolz ist er auf das Projekt XY, das nun fertig ist.

XY findet auf der MMM des Dienstbereiches die Beachtung der Fachleute und erhält eine Anerkennungsurkunde des Ministers für Nationale Verteidigung. Für die Zentralwerkstatt ist XY das erste Guthaben für den Anspruch auf den Titel „Kollektiv der deutsch-sowjetischen Freundschaft“, den sie sich bis zum 25. Jahrestag der DDR erarbeiten will.

* * *

Am Ende der Geschichte noch eine Richtigstellung. Auf dem umseitigen Bild wird nicht an XY geknobbelt, sondern schon am nächsten gemeinsamen Projekt. Was es darstellt, bleibt, wie alle Erfindungen, vorerst geheim. Wenn den Genossen XY untergeschoben wird, dann geschieht es aus Gründen der „Tarnung“. Nicht verschweigen braucht man, daß Leutnant Sascha Mosianow neu in der Runde ist. Er ist Oberleutnant Kalenkin's Ablösung in der Abteilung Tarabrin's und hier am Tisch. Tatkräftig mischt er mit, auch wenn es mit der Verständigung noch hapert. Die Freundschaft zwischen den sowjetischen und deutschen Waffenbrüdern ist eben keine Privatsache einzelner.

Oberstleutnant Ernst Gebauer



So ist es. Zwei Mann können das Richtgestell vom LKW zur „Feuerstellung“ tragen.

Kein Viersterne-Admiral

Wie heißt ein Offizier der sowjetischen Seekriegsflotte mit den Schulterstücken eines Armeegenerals?
Heinz Dersinske,
Rudolstadt-Schwarza

Einen solchen Dienstgrad gibt es nicht. Dem Admiral, der drei Sterne hat, folgt der Flottenadmiral mit einem großen Stern auf den Schulterstücken, was dem Marschall einer Waffengattung vergleichbar ist.

Für militärische Verdienste

Welche Auszeichnungen der NVA wurden zuerst gestiftet und verliehen?

Hans-Peter Millich, Lenzen

Das Leistungsabzeichen der NVA, die Medaille „Für treue Dienste“ und die Verdienstmedaille der NVA. Sie wurden vom Präsidium des Ministerrates der DDR am 1. Juni 1956 gestiftet.

Rhombus an der Maschine

Seit wann tragen die Flugzeuge der NVA das rhombusförmige Hoheitsabzeichen?

Erwin Baranowski, Jüchsen

Seit September 1956.

Gulaschkanonen a. D.

Ich habe gehört, die ersten Feldküchen habe es in der ungarischen Armee im vorigen Jahrhundert gegeben. Von dort soll auch die Bezeichnung Gulaschkanone stammen, wegen dem Szegediner Gulasch, das die Ungarn doch so hervorragend zubereiten können.

Matrose Knut Siebhahn

Es mag sein, daß schon viel Gulasch aus den Feldküchen „verschossen“ wurde, auch und gerade bei den Ungarn. Aber bewegliche Kücheneinrichtungen gab es schon einige



hundert Jahre früher. So gibt es einen Kupferstich aus der Zeit um 1595, auf dem solch tragbares Küchengerät dargestellt ist. Ein Lasttier erhielt auf jeder Seite ein Holzgestell umgeschlallt, in das über einer Feuerstelle metallene Kästen eingesetzt werden konnten. In ihnen konnte der Koch während des Marsches die Speisen garkochen lassen. Eine fahrbare Feldküche gab es schon 1796, in Bayern wurde sie 1806 eingeführt.

Als äußeres Zeichen der Ehre

Ich wurde von meiner GST-Sektion mit der Ernst-Schneller-Medaille ausgezeichnet. Darf ich die an der Uniform tragen?

Soldat J. Kühne

Das dürfen Sie. Als nichtstaatliche Auszeichnung wird sie über der rechten Brusttasche getragen.

Es begann mit einer Handkurbel

Wann wurden die ersten Maschinengewehre entwickelt und eingesetzt?

Gerd Vieluf, Leipzig

Ende vorigen Jahrhunderts, und zwar aus einem mechanischen Mehrlader, der mit einer Handkurbel bedient wurde. Das MG Maxim, der Urtyp aller Maschinenwaffen, erlebte im ersten Weltkrieg seinen ersten massenhaften Einsatz.

Erlaubte Entnahme

Mir gefällt die AR sehr gut. Eure Berichte sind interessant. Man kann daraus viel entnehmen, was man über die NVA wissen muß.

Marion Krüger, Eisenhüttenstadt

Angebot und Nachfrage

Biete diverses Luftfahrtmaterial (Fotos, Typenblätter, Dreiseitenrisse, Daten usw.) aus in- und ausländischen Fliegerzeitschriften in loser Sammlung und zum Aufkleben auf Karteikarten geeignet. Ferner gebe ich Bücher ab: „Testpiloten, MiG's, Weltrekorde“, „Lufttransport“, „Raketen – Schild und Schwert“, „Strahl-

trainer“, Aerotypen „Segelflugzeuge“, „Militärflugzeuge I“, „Schul- und Sportflugzeuge“ und den Fliegender Kalender 1971. Gleichzeitig suche ich ältere Jahrgänge vor 1970 der ČSSR-Zeitschrift „Letectvi a Kosmonautika“ und „Aerosport“ ab 1964 sowie Material über Flugzeuge des zweiten Weltkrieges.

Detlef Billig,
757 Forst, Waldstraße 12a

Wo die Ketten rasseln

Kann man als Unteroffizier auf Zeit auch im panzertechnischen Dienst eingesetzt werden?

Jürgen-Rudi Rau, Gnetsch

Ja. Und zwar als Instandsetzungsspezialist für Panzerbewaffnung, Mechaniker für optische Geräte, Panzerfunkmechaniker, Panzerelektromeister. In allen Fällen absolvieren die Bewerber vorher einen Unteroffizierslehrgang.

Tatsächlich zwei Hoheitszeichen

Die abgebildete Jak 7-B (AR 1/74, S. 92) hat zwei Hoheitsabzeichen. Am Bug das der Volksrepublik Polen, am Heck das der UdSSR. Wie ist das möglich?

N. Freese, Negast

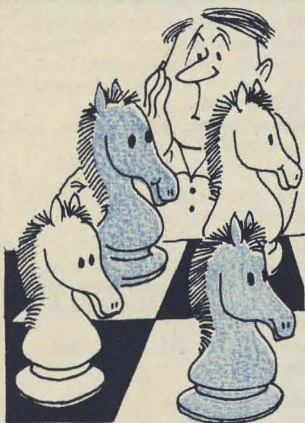
Das ist eine historische Wahrheit. Dieser Flugzeugtyp wurde auch von polnischen Piloten geflogen, die an der Seite der Roten Armee für die Befreiung ihrer Heimat vom Faschismus kämpften. Ihre Maschinen waren so gekennzeichnet, wie wir sie abgebildet haben.

AR-Bilder im Klub

Ihre Sammelbilder von Raumflugkörpern schneide ich aus und gestalte damit Arbeitsmappen für unseren Astro-Klub.

Uwe Wustmann,
Brandenburg-Plaue





Viereckige Reitersch

Woher kommt die Bezeichnung Eskadron?

W. Müller, Berlin

Damit wurde im 17. Jahrhundert eine Reitersch bezeichnet, die im Viereck aufgestellt war. Die Franzosen nannten sie escadron, die Italiener squadrone, wobei das lateinische Wort quadrus zugrunde liegt, d. h. viereckig. Verwandte Bezeichnungen sind auch Schwadron und Geschwader.

Und wenn es mir gefällt...

Ich bin 17 Jahre alt und lerne noch. Ich werde als Soldat auf Zeit in der NVA dienen. Und wenn mir das Soldatenleben gefällt, werde ich wahrscheinlich auch für immer bei der Armee bleiben. Ich interessiere mich für alles, was mit Militär zu tun hat und lese viel über Kriegs- und Militärgeschichte.

Jürgen Schäfer, Tiefenort

Hilft ein Onkel Soldat?

Die Kinder der Vorschulgruppe unseres Kindergartens interessieren sich seit einiger Zeit für die Soldaten unserer Volksarmee. Nun möchten wir gern mit Patensoldaten Verbindung aufnehmen, die uns helfen könnten, die Fragen der Kinder anschaulich und überzeugend zu beantworten. Welcher Onkel Soldat ist bereit, uns zu helfen?

Kindergarten „Freundschaft“

437 Köthen, AG II, Zimmerstraße 24

Soldatenpost erwünscht

...möchten mit einem Soldatenkollektiv in Briefwechsel treten.

Die Schüler der Klasse 6a, Thomas-Müntzer-Oberschule 1211 Neubarnim Kr. Seelow

6/74

Von zweien, die auszogen, das Fliegen zu lernen

...berichtet eine große Farb-Bildreportage. Noch üben die Zwei mit ihren Kameraden auf einem Strahltrainer L-29, doch bald werden sie als Flugzeugführer eine überschallschnelle MiG steuern und verantwortungsvolle Aufgaben zur Sicherung des Luftraumes erfüllen. AR berichtet über die Entwicklungsgeschichte der Artillerie und setzt das 10000-Mark-Preis aus schreiben mit der 2. Runde fort. Diesmal erzählt Soldat Kieckbusch, was er bei seiner Rückkehr vom Urlaub erlebt – wobei es zu erraten gilt, wieviel Buchtitel er darin versteckt hat. AR stellt außerdem vor:

Camilitos aus Kuba
Olympiasieger Peter Frenkel
als Schrittemacher
Leutnants von morgen
Eine Parade besonderer Art
Reservisten-Erlebnisse
In einer AR-Information berichten wir über den Militärhandel und auf dem Rücktitel finden Sie ein Bild von Dida Dragan.



...mit einem netten Berufssoldaten bis 26 Jahre; bin 22, mit 2jährigem Sohn.

Ilona Luschnitz, 43 Quedlinburg, Bickling Weg 12

...bin 19, musikliebend, schreibfreudig, tanz- und reiselustig.

Annelies Müller, 7241 Beiersdorf, Seelingstädter Straße 6

...mit einem liebenswerten Soldaten bin 22.

Heidrun Rink, 59 Eisenach, Palmental 49

...mit einem Matrosen aus Dresden oder Umgebung; bin 17, er soll über 20 sein.

Astrid Wenzlaff, 8223 Tharandt, H.-Cotta-Str. 15

...bin 19 und Elektronikfacharbeiter.

Silvia Kleinert, 9291 Milkau Kr. Rochlitz, Nr. 152

Rollende Woge der Anerkennung

Das Jahr 1973 brachte unserer Republik die diplomatische Anerkennung durch zahlreiche Länder. Wieviel Staaten waren es?

Unterfeldwebel Norbert Griebner

Insgesamt 45, und zwar von allen Kontinenten. Damit unterhielt die DDR bei Jahresende 1973 mit 100 Staaten der Erde diplomatische Beziehungen. Bis Redaktionsschluß sind 3 weitere Länder hinzugekommen.

Eine Lanze für die Kunst

Es geht mir um den Beitrag „Bildkunst 1974“ in AR 1/74. Um es gleich vorweg zu sagen, ich begrüße diese Reihe und bedauere nur, daß ihr damit nicht schon eher gekommen seid. Seit fast 15 Jahren gehöre ich der NVA an. Leider mußte ich

feststellen, daß die Arbeit mit Kunstwerken mancherorts vernachlässigt wird. Deshalb erwarte ich, daß Ihr damit eine recht empfindliche Lücke im Verhältnis einiger Armeeangehöriger zu Kunstwerken schließt. Damit werden sogar Anregungen gegeben für die Arbeit mit künstlerischen Zeugnissen aus Vergangenheit und Gegenwart. Wagt Euch auch an die alten Meister und Künstler der jüngeren Vergangenheit, wenn diese unserem Erziehungsanliegen dienlich sind.

Hauptmann Ing. Gerd Schüngel

Nicht Jacke wie Hose I

Als Unteroffizier auf Zeit darf ich mir eine Ausgangsuniform, d. h. Rock und Hose, aus Offiziersstoff zulegen. Wie ist das aber mit einem Mantel aus gleichem Stoff?

Unteroffizier Hans-Jürgen Lehmann

Das ist nur Berufsunteroffizieren, Fähnrichen und Offizieren erlaubt.

Blickwendung genügt nicht mehr

Als ich kürzlich meine frühere Dienststelle besuchte, sah ich, wie ein Soldat mit der MPI auf dem Rücken zum Gruß die Hand an die Kopfbedeckung legte. Ist denn die Exerziervorschrift geändert worden?

Feldwebel d. R. Ingolf Bossenz, Berlin

Ja, die Änderung ist in der 1973 neu herausgegebenen Exerziervorschrift enthalten.

Nur vorübergehend

Was ist eigentlich damit gemeint, wenn jemand bei der Musterung für zeitlich untauglich erklärt wird?

Valentin Gottschlich, Niederzerbe

Das sind Wehrpflichtige, die vorübergehend dienstuntauglich sind, weil eine Krankheit noch nicht rest-

los ausgeheilt ist oder weil ihre körperliche und geistige Entwicklung für den aktiven Wehrdienst noch nicht ausreicht.

Auf Lenins Weisung

Wann wurden die ersten sowjetischen Panzer gebaut und wie hießen sie?

Horst Frank, Ribbeckshorst

Der erste unter der Sowjetmacht gebaute Panzer hieß „Kämpfer für die Freiheit – Genosse Lenin“ und wurde im August 1920 an die Rote Armee übergeben.

Nun kann ich mitreden

Seit 1. November 1973 ist mein Mann Soldat. Kurz danach kaufte ich mir eine AR, denn ich wollte doch etwas mitreden können. Jetzt tut es mir leid, das nicht schon früher getan zu haben. Da sind viele Dinge drin, die auch mich als Frau interessieren und von denen ich vorher nichts wußte.

Marianne Wegener, Jannsfelde

Bomben, die Verderben brachten

In der Zeitung „Horizont“ las ich, daß die B-52-Bomber der USA, die Vietnam bombardiert haben, von Thailand aus je 40 bis 50 Tonnen Bomben mitnahmen, von Guam aus aber nur jeweils 30 Tonnen. Wie ist das zu erklären?

Lutz Süßmilch, Schwarzenburg

Mit dem unterschiedlichen Treibstoffbedarf für die verschiedenen Flugentfernungen. Von Guam aus ist die Entfernung größer, es wurde mehr Treibstoff benötigt, dafür konnte die Bombenlast nicht so groß sein. Von Thailand aus ist die Flugstrecke kürzer, deshalb konnten die B-52 mehr Bomben mitnehmen.

Literaturobmann und Postchristel

Ich möchte Ihre Zeitschrift bestellen. Wohin muß ich mich wenden?

Unteroffiziersschüler Peter Müller

An den Literaturobmann Ihrer Einheit. Wer außerhalb der Kaserne wohnt, kann die Bestellung beim Postzeitungsvertrieb des Wohnortes aufgeben.

AR-Markt:

BIETE:

Jahrgänge 1969 bis 1972, kostenlos. Kurt Kwidzinski, 6214 Steinbach, Heinrich-Heine-Straße 15

Jahrgänge 1969 (ab Juli), 1970, 1971, 1972 (außer 7 u. 8) und 1973. Marianne Schmidt, 642 Neuhaus, Sonneberger Straße 194

300 verschiedene AR-Typenblätter sowie Abbildungen von Dienstgradabzeichen, Orden, Flaggen, Uniformen, suche Color-Ansichtskarten, möglichst Ausland.

Manfred Herbst, 929 Rochlitz, Am Friedensseck 12

Jahrgänge 1970 bis 1972.

Rainer Fischer, 9201 Falkenberg b. Freiberg, Nr. 43

SUCHE:

Typenblätter von Kriegsschiffen, auch U-Boote, aller Länder, biete dagegen andere Typenblätter sowie Briefmarken.

Thomas Bähr, 1613 Wildau, Birkenallee 68

Fahr-lässig

Nach Rückkehr vom Urlaub verlangte man von mir den Betrag für eine Freifahrt, die ich erhalten hatte, obwohl mir eigentlich keine mehr zustand. Bin ich verpflichtet, dieser materiellen Forderung nachzukommen?

Gefreiter Dietlev Jecht

Nein. Zum Schadenersatz ist (nach der Wiedergutmachungsverordnung vom 19. 2. 1969) derjenige verpflichtet, der Ihnen unrechtmäßig den Transportschein aushändigte und damit den entstandenen Schaden fahrlässig verursachte.

PKW, LKW oder Panzer?

Wenn ich Militärkraftfahrer werden will, kann ich mir da den Fahrzeugtyp aussuchen?

Holger Wessalowski, Berlin-Kaulsdorf

Generell ist diese Möglichkeit nicht vorhanden. Das hängt davon ab, welche Fahrzeugtypen in der betreffenden Dienststelle vorhanden sind und ob für den gewünschten Typ Militärkraftfahrer benötigt werden. In jedem Falle ist es ratsam, die Fahrerlaubnis Klasse V schon vorher zu besitzen.



Erst Unteroffizier werden

In den Veröffentlichungen über Fähnriche wurde nichts darüber gesagt, ob man sich schon vor der Einberufung zum Wehrdienst für eine solche Laufbahn bewerben kann. Wie verhält sich das?

Klaus Kleinfeld, Oberau

Als Fähnriche werden Berufsunteroffiziere und Unteroffiziere auf Zeit ausgewählt, die bereits mindestens drei Dienstjahre hinter sich haben und bereit sind, mindestens 25 Jahre freiwillig zu dienen. Sie müssen über eine abgeschlossene Unteroffiziersausbildung verfügen und mindestens zwei Jahre als Unteroffizier praktisch gearbeitet haben. Erst dann können sie für die Heranbildung zum Fähnrich bestätigt werden.

Kascha von Sascha

In der Woche der Waffenbrüderschaft waren wir bei unseren Waffenbrüdern vom Regiment nebenan. Auf unseren ausdrücklichen Wunsch haben sie uns mit Kascha bewirtet, dem bekannten Grützebrei aus der russischen Küche. Der Koch Sascha hatte unsere Bitte, das Essen nicht ganz so kräftig wie sonst zu würzen, sorgfältig befolgt. Und siehe da, es schmeckte ausgezeichnet. Mancher holte sich sogar einen Nachschlag. Oberleutnant Manfred Spichel

Ein guter Auftakt

Man kann der AR zu Walter Fiegels Erzählung „Der Morgen eines Zugführers“ gratulieren. Hier wurden mit Verstand, Herz und schriftstellerischem Können Maßstäbe gesetzt, wie Literatur im militärischen Alltag wirksam in die Formung sozialistischer Offizierspersönlichkeiten einzugreifen vermag. Ich glaube, wir alle wären gut beraten, wenn wir diese in AR 1 und 2 veröffentlichte Geschichte zum Gegenstand einer polemischen Betrachtung in den sich uns bietenden vielfältigen Formen machen und schließlich zu Schlußfolgerungen kommen, die uns in der Menschenführung, der kompliziertesten aller Aufgaben, weiter führen.

Oberleutnant Edmund Aue

Schwarz wird verlangt

Ist es gestattet, als Unteroffizier auf Zeit bzw. Unteroffizierschüler bei Ausgang oder Urlaub Lederhandschuhe zu tragen?

Unteroffizier Peter Rosenkranz

Ja, das können alle Armeeingehörigen. Doch es dürfen nur schwarze sein.

Vignetten: Klaus Arndt

IM MAI IN DEN KINOS



Schüsse in Marienbad

Der Kriminalinspektor Šedý tut etwas Verbotenes. Er will einen Mörder überführen. Verboten hat es ihm sein Vorgesetzter, Major Fulín, und der, scheint es, hat zwingende Gründe. Der Mord an dem deutschen Emigranten Professor Theodor Lessing liegt zwölf Jahre zurück. Heute aber (es ist das Jahr 1945, und wir befinden uns in Mariánské Lázně, das bis vor kurzem noch nach deutschem Willen Marienbad hieß) geschehen auf offener Straße neue Morde – und ist das nicht genug Arbeit. Inspektor? Doch der denkt anders darüber. Er will nicht, daß ein Mörder ungestraft bleiben soll, erst recht dieser nicht, der von den Nazis gekauft worden war. Und von nun an handelt Šedý ungesetzlich, denn er bedient sich noch weiter der Macht seines Amtes und läßt den Kerl nicht laufen. Er spinnt ein immer dichter werdendes Netz um Rudolf Maximilian Eckert, den Mann, der von einer nicht mehr ganz jungen Frau angezeigt wurde. Irma Stich hat mit diesem Eckert ein Hühnchen zu rupfen, dem Vater ihres Kindes, um das er sich zwölf Jahre nicht gekümmert hat. Nun sagt sie aus, daß er der Mörder des Professors sei. Aber Beweise dafür hat sie nicht. Handelt sie aus Rachsucht? Inspektor Šedý geht der Sache nach, spürt Eckert auf, findet eine Waffe bei ihm, verhaftet ihn, sagt ihm das Verbrechen auf den Kopf zu. Eckert, gewieft wie er ist, leugnet, denn er erkennt, daß Šedý keine Beweismittel gegen ihn in der Hand hat. Aber Šedý läßt nicht locker, stöbert verborgen gehaltene Akten auf, reiht Indiz an Indiz, rekonstruiert schließlich am Tatort den Meuchelmord. Die Schlinge zieht sich um Eckerts Hals zusammen. . .

Dies ist die kinogerechte, authentische Darstellung eines Mordfalles, der im Jahre 1933 Schlagzeilen in der internationalen Presse machte. 50000 Mark Kopfgeld hatten die eben zur Macht gelangten Faschisten für das Verbrechen an dem jüdischen Publizisten ausgesetzt.

Unter der Regie von Ivo Toman entstand in einer Koproduktion des Prager Barrandov-Studios und der DEFA dieser Kriminalfilm. Václav Neuzil als beflissener, nimmermüder Kriminalinspektor und Karel Hlušička in der Rolle des abgefeimten Übeltäters haben entscheidenden Anteil an seiner eindringlichen Wirkung.

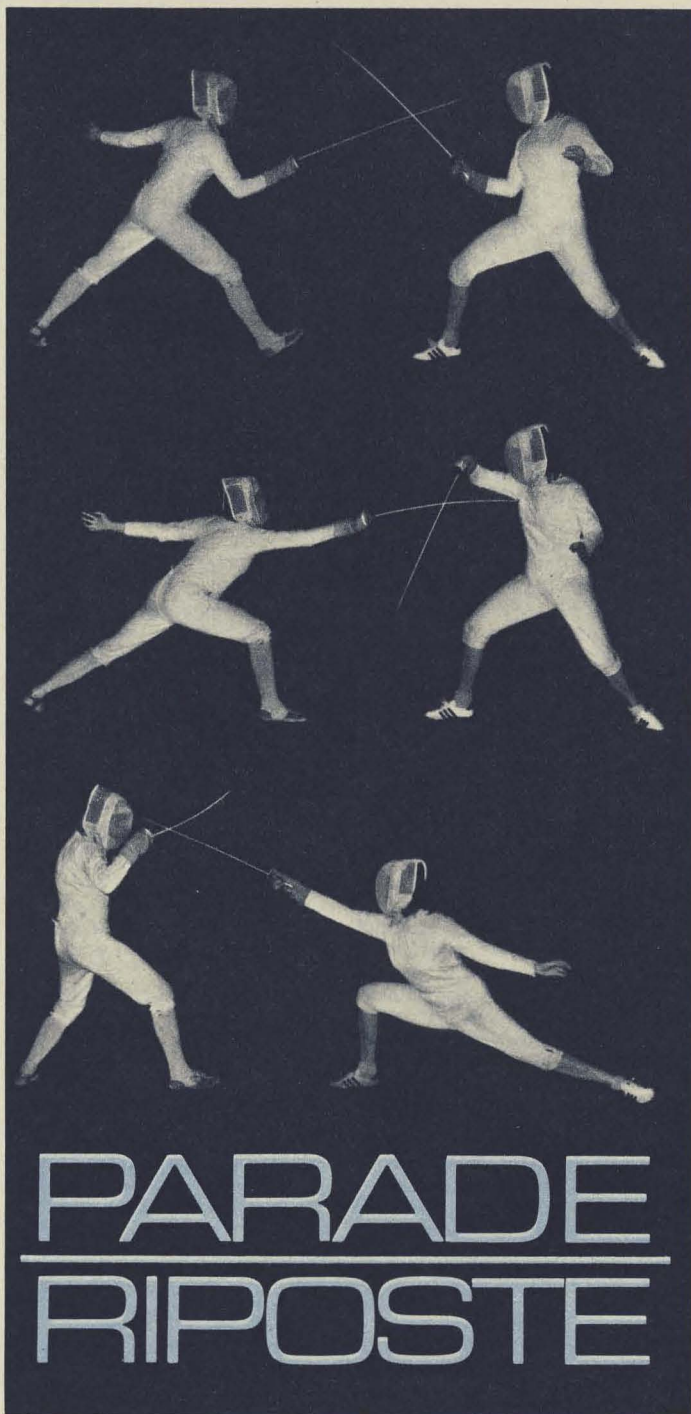
Gehrmann

Ein Haus für Serafim Dieser Gegenwartsfilm des sowjetischen Moldawafilmstudios gestaltet den Liebeskonflikt eines Mädchens, das sich zwischen zwei Männern entscheiden muß.

Der Specht Von den Verführungen und den Hindernissen, heutzutage ein Casanova zu werden, berichtet diese polnische Farbfilmkomödie.

Die schönste Frau Ein italienischer Film im sizilianischen Mafiamilieu, doch hier ohne den Sieg der Mafiosi.

Ulzana Der DEFA-„Apachen“ zweiter Teil, von und mit Gojko Mitić, schildert die Vertreibung der Indianer in die Reservation.



Siglinde Jahn vom Armeesportklub Vorwärts Leipzig beherrscht sie schon recht gut, die Parade – Riposte. Vielleicht ist es für den Fechtfachmann aus den Fotos von Siglindes Trainingsgefecht mit ihrer Freundin Sabine Mönch ablesbar. Aber was soll der Laie mit Riposte anfangen? Die Fechter bezeichnen diese Aktion auch als Beseitigungs- bzw. Antworthandlung. Wem das immer noch zu verschlüsselt ist: Abwehr eines Angriffs und sofortiger Gegenangriff. Leicht ausgesprochen. Doch es wirklich zu können, braucht's Jahre intensiven Trainings. Um das Florett technisch sauber zu führen. Um blitzartig auf jede gegnerische Finte oder Attacke zu reagieren. Um sich gewandt, schnell, geschickt zu bewegen. Und natürlich braucht's auch eine ganze Portion Mut, Angriffslust, Risikobereitschaft. Und das ist nicht nur eine Frage des Trainings. Charakter, Mentalität, die ganze Persönlichkeit des Aktiven sind im Gefecht dabei.

„In der Art, wie sich einer auf der Fechtbahn bewegt, spiegeln sich auch manche Charaktereigenschaften wider“, formulierte Major Peter Stanitzki, Cheftrainer der Leipziger Armee-Fechter, diesen Gedanken. Rüdiger Gotschol, der beim ASK die Fechtmädchen betreut, erklärt mir das ein bißchen konkreter: „Siglinde ist ein wenig zurückhaltend, nicht sehr impulsiv. Sie wägt lange ab, ehe sie sich entscheidet. Und genauso ist auch ihre Grundhaltung im Gefecht: abwartend, defensiv. Erst mal sehen, was der Gegner vorhat. Aber für internationale Spitzenleistungen reicht eine solche Taktik

nicht aus. Siglinde mußte lernen, angriffsbetonter, zu fechten.

Das fiel ihr nicht leicht, denn es ist ja eigentlich gegen ihre Art."

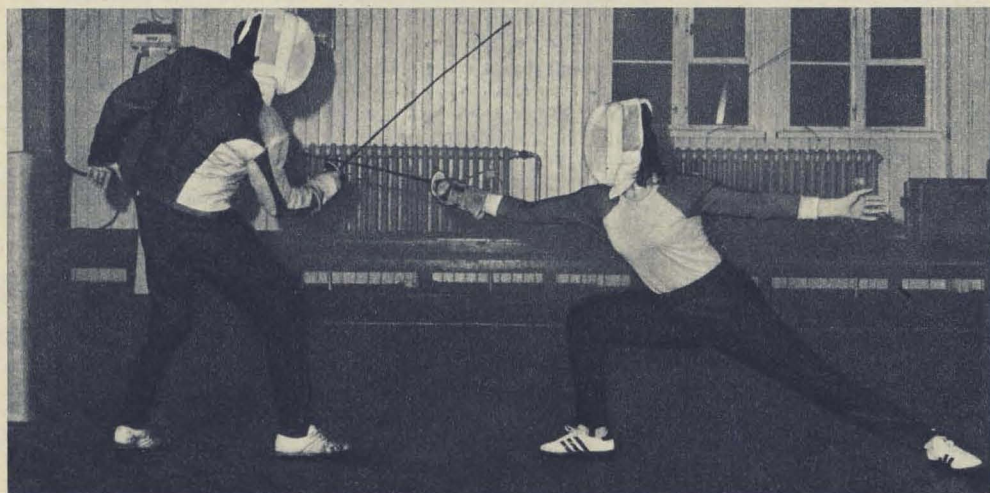
Persönlichkeitsentwicklung würde ich das nennen.

Und noch eine Eigenschaft kann man in Siglinde Jahns Art zu fechten erkennen:

„Sie ist sehr willensstark.

Wenn sie sich etwas vorgenommen hat, läßt sie sich nicht gleich davon abbringen. In jedem Wettkampf spürt man das. Sie kämpft bis zuletzt. Aufstecken gibt's für sie nicht."

Zehn Jahre ist sie schon dabei. In Oschatz begann das zehnjährige Mädchen bei Übungsleiter Günter



Pohland. Im Herbst 1972 zog sie mit dem Abi in der Tasche nach Leipzig, wurde Soldat und Mitglied des ASK und begann mit dem Sportlehrerfernstudium an der DHfK. Daß da wirklich klare Zielvorstellungen, Ausdauer und Willenskraft notwendig waren, davon spricht die Stabsgefreite Jahns heute nicht. Nur: „Es hat mir von Anfang an Spaß gemacht. Und dann kamen Erfolge – da bin ich eben dabei geblieben.“ Spartakiademedailles noch in ihrer Oschatzer Zeit, dann die Teilnahme an großen internationalen Turnieren der Junioren und auch schon der Senioren. Gute

Plätze dort, dabei auch ab und zu einmal ein Sieg gegen eine Fechterin der Weltklasse – das sind erst bescheidene Schritte zu dem Ziel, das sie mal erreichen möchte: bei den Weltmeisterschaften dabei sein. Und dann natürlich Olympische Spiele! Mit zwanzig ist man beim Fechten ja noch so jung. „1980 könnte Siglinde ihr Florett mit im Spiel haben, wenn die olympischen Medaillen vergeben werden“, plant Cheftrainer Major Peter Stanitzki weit voraus. Aber warum nicht, Siglinde hat's, glaube ich, drin.

Günter Wirth

Eingaben und Beschwerden

Das Recht aller Bürger unseres sozialistischen Staates auf Eingaben und Beschwerden gilt auch für die Angehörigen der Streitkräfte. Die Kommandeure, die Vorgesetzten aller Stufen haben zu sichern, daß alle wertvollen Gedanken und Vorschläge der Armeeingehörigen in der Führungs-

tätigkeit beachtet und für die effektive Lösung der militärischen Aufgaben genutzt werden. In unserer AR-Information erläutern wir die grundlegenden Festlegungen zum Recht auf Eingaben und Beschwerden und deren praktische Anwendung entsprechend den militärischen Besonderheiten.

Grundsätze

Jeder NVA-Angehörige und Grenzsoldat kann sich in allen dienstlichen und persönlichen Angelegenheiten mit Eingaben und Beschwerden schriftlich oder mündlich an die Vorgesetzten wenden. Dabei ist grundsätzlich der Dienstweg einzuhalten.

Eingaben und Beschwerden können auch bis zum Vorsitzenden des Nationalen Verteidigungsrates sowie direkt an das Zentralkomitee der SED eingereicht werden. In allen außerdienstlichen Angelegenheiten können sich die Armeeingehörigen nach den allgemeinen Rechtsvorschriften mit Eingaben und Beschwerden auch an die Volksvertretungen, deren Abgeordnete sowie an alle Staats- und Wirtschaftsorgane, sozialistische Betriebe, Kombinate und staatliche Einrichtungen wenden.

Die Vorgesetzten sind verpflichtet, die Eingaben und Beschwerden sorgfältig zu prüfen und fristgemäß zu beantworten. Aus einer Eingabe oder Beschwerde dürfen dem betreffenden Armeeingehörigen keine Nachteile entstehen. Bei der Gefährdung der Sicherheit, der Kampfkraft oder der Gefechtsbereitschaft können sich die Angehörigen der Streitkräfte direkt an höhere Vorgesetzte wenden.

Was sind Eingaben und Beschwerden?

Was entsprechend den militärischen Besonderheiten als Eingaben und Beschwerden zu betrachten ist, wird in der Innendienstvorschrift näher erläutert. Danach ist jeder Angehörige der Streitkräfte berechtigt,

a) Vorschläge, Hinweise oder

Anliegen in dienstlichen oder persönlichen Angelegenheiten als Eingabe einzureichen sowie b) gegen Entscheidungen von Vorgesetzten, insbesondere Disziplinarentscheidungen, solche über Wiedergutmachung, gegen unzulässige Handlungen anderer Militärangehöriger, die gegen ihn gerichtet sind, sowie über alle Verstöße gegen seine Rechte Beschwerde zu führen.

Beschwerden können mit Vorschlägen, Hinweisen oder Anliegen verbunden werden. Dagegen sind Wohnungsanträge, Versetzungsgesuche, Zurückstellungsanträge u. ä., die entsprechend den militärischen Bestimmungen eingereicht werden können, keine Eingaben.

Der Verfahrensweg

Eingaben und Beschwerden sind grundsätzlich dem unmittelbaren Vorgesetzten vorzutragen bzw. einzureichen. Das entspricht dem Prinzip der militärischen Einzelleitung. Der Vorgesetzte, der für alles verantwortlich ist, was seine Unterstellten betrifft, muß auch über alle Vorgänge in seinem Verantwortungsbereich informiert sein. In der Regel hat er auch über Eingaben und Beschwerden zu entscheiden. Kann er dies nicht, ist er verpflichtet, sie auf dem Dienstweg weiterzuleiten.

Eine Beschwerde über einen Vorgesetzten ist an dessen unmittelbaren Vorgesetzten zu richten. Es ist zu beachten, daß man sich nur in eigener Sache beschweren kann; Kollektivbeschwerden oder Beschwerden für andere Militärangehörige sind nicht zugelassen. Ebenso ist es nicht gestattet, sich zu beschwe-

ren, wenn man sich in der Antreteordnung befindet (außer bei Befragungen), während des Wach- und Tagesdienstes, bei der Ausbildung sowie bei der Lösung von Gefechtsaufgaben. Mündlich oder schriftlich können Beschwerden vorgetragen werden, wenn Befragungen bei Inspektionen oder durch den Kommandeur des Truppenteils bzw. Leiter der Dienststelle stattfinden. Wer beabsichtigt, gegen einen Befehl Beschwerde zu führen, hat diesen trotzdem auszuführen. Ausgenommen davon wäre nur ein solcher Befehl, dessen Ausführung offensichtlich gegen anerkannte Normen des Völkerrechtes oder Strafgesetzes verstoßen würde.

Grundsätzlich darf niemandem aus einer Eingabe oder Beschwerde ein Nachteil entstehen. Verstöße dagegen sind strafbar. Der Inhalt von Eingaben und Beschwerden muß wahr sein; unwahre Angaben können im militärischen Leben mitunter schwerwiegende Auswirkungen haben. Deshalb ist zur Verantwortung zu ziehen, wer in einer Eingabe oder Beschwerde vorsätzlich falsche oder sinnentstellende Angaben vorbringt.

Jeder hat auch die Möglichkeit, Eingaben oder Beschwerden dem Chef, Kommandeur bzw. Leiter persönlich vorzutragen. Diese Vorgesetzten, vom Kommandeur des Truppenteils an aufwärts bzw. ein von ihnen Beauftragter, führen dazu einmal wöchentlich – in der Regel dienstags von 09.00 bis 18.00 Uhr – Sprechstunden durch. Will ein Genosse bei den Genannten vorsprechen, so hat er sich dort an- und bei seinem unmittelbaren Vorgesetzten abzumelden. Der Zeitpunkt soll so gewählt

Das war schon

werden, daß die Erfüllung der dienstlichen Aufgaben gesichert ist.

Die Angehörigen der Streitkräfte haben auch die Möglichkeit, sich mit Vorschlägen, Hinweisen und Anliegen – unter Beachtung der Wachsamkeit und Geheimhaltung – in Leserbriefen an die Redaktionen der Publikationsorgane der NVA zu wenden. Die genannten Organe behandeln derartige Leserbriefe als Eingaben und bringen deren Inhalt den zuständigen Vorgesetzten zur Kenntnis.

Die Bearbeitung

Eingaben und Beschwerden sind grundsätzlich dort zu bearbeiten, wo sie am sachkundigsten entschieden werden können. Für ihre Bearbeitung sind die Vorgesetzten voll verantwortlich. Sie haben zu gewährleisten, daß jede Eingabe und Beschwerde sorgfältig geprüft und registriert und darüber nach den dafür geltenden Vorschriften und Bestimmungen entschieden wird. Nach der Entscheidung haben die Vorgesetzten zu sichern, daß diese den betreffenden Genossen schriftlich oder mündlich mitgeteilt und entsprechend erläutert wird. Sie sorgen dafür, daß die getroffenen Maßnahmen durchgeführt werden; dem Beschwerdeführenden ist bei der Überwindung von evtl. auftretenden Schwierigkeiten zu helfen. Wurden die Rechte des Genossen verletzt, so ist dafür zu sorgen, daß diese wiederhergestellt werden und jede weitere Verletzung künftig ausgeschlossen ist.

Fristen für die Bearbeitung

Zur gewissenhaften Bearbeitung von Eingaben und Beschwerden gehört auch die Einhaltung der in der Dienstvorschrift 010/0/003 festgelegten Bearbeitungsfristen. Danach sind die Entscheidungen durch die Vorgesetzten vom Ministerium für Nationale Verteidigung binnen 21 Tagen, von den Kommandos und ihnen gleichgestellten Stäben binnen 18 Ta-

Urlaub/Ausgang
AR 1/73

Offiziersberufe Landstreitkräfte
AR 3/73

Besoldung in der NVA
AR 5/73

**Unterhaltszahlung
beim Wehrdienst**
AR 6/73

Soldatenauszeichnungen
AR 7/73

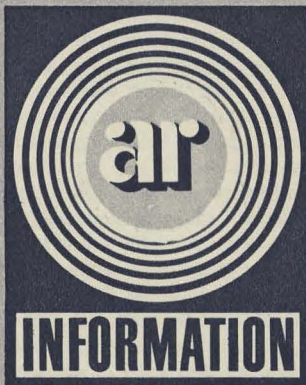
Bekleidung/Ausrüstung in der NVA
AR 9/73

**Berufsoffiziere
Grenztruppen der DDR**
AR 10/73

Verpflegung in der NVA
AR 1/74

**Musterung und Einberufung
zum Wehrdienst**
AR 3/74

Fähnriche
AR 4/74



Das kommt noch

Militärhandel

**Offiziersberufe
Luftstreitkräfte/Luftverteidigung**

Militärpresse

Diese AR-Information ist unter Mitwirkung der Rechtsabteilung des Ministeriums für Nationale Verteidigung entstanden. Sie stützt sich auf folgende Rechtsgrundlagen: Erlaß des Staatsrates der DDR über die Bearbeitung der Eingaben der Bürger vom 20. 11. 1969 (GBl. I Nr. 13 S. 239); Beschluß des Staatsrates der DDR über Grundsätze zur Gestaltung des Wehrdienstes in der NVA – Wehrdienstordnung – vom 10. 12. 1970 in: DV 010/0/003 Innerer Dienst; Anordnung des Nationalen Verteidigungsrates der DDR über den aktiven Wehrdienst in der NVA – Dienstlaufbahnordnung/NVA –, vom 10. 12. 1973 (GBl. I Nr. 57, S. 556).

gen, von Stäben der Verbände binnen 15 Tagen sowie von Stäben der Truppenteile und Einheiten binnen 10 Tagen zu treffen und dem Genossen mitzuteilen. Diese Fristen dürfen nur in Ausnahmefällen überschritten werden; das ist termingemäß – z. B. auch bei Weitergabe eines Vorganges wegen Unzuständigkeit – durch einen Zwischenbescheid zu begründen.

Verantwortlichkeit der Vorgesetzten

Die Vorgesetzten haben die Aufgabe, Eingaben und Beschwerden und die Ergebnisse ihrer Prüfung regelmäßig auszuwerten. Sie müssen sichern, daß alle Angehörigen der Streitkräfte an der Gestaltung der sozialistischen Beziehungen aktiv mitwirken können und ihre berechtigten Interessen, Ansprüche und gesetzlichen Rechte gewährleistet sind.

Ein Vorgesetzter, der Eingaben oder Beschwerden mißachtet oder Maßnahmen, die sich daraus ergeben, nicht durchführt oder in anderer Weise gegen diese Bestimmungen verstößt, wird disziplinarisch zur Verantwortung gezogen, soweit nicht andere Rechtsvorschriften wirksam werden. Die entsprechende Rechtsnorm ist auch im Strafgesetzbuch (§ 271) enthalten; danach ist ein Vorgesetzter zu bestrafen, der Beschwerden von Unterstellten nicht bearbeitet, zurückhält oder den Beschwerdeführer zur Rücknahme der Beschwerde nötigt.

Die jungen Soldaten werden bereits kurz nach ihrer Einberufung in ihre Rechte und Pflichten eingewiesen. Ihnen werden die erforderlichen Dienstvorschriften erläutert. Darüber hinaus ist es jedem Genossen möglich, sich in seiner Dienststelle über die dort befindlichen gesetzlichen und militärischen Bestimmungen und alle ihn persönlich interessierenden Fragen dazu eingehend zu informieren. Die Wahrnehmung dieser Möglichkeiten hilft ihnen, ihre staatsbürgerlichen Rechte auch beim aktiven Wehrdienst voll anzuwenden.

In Ehren gegangen



Alle Jahre wieder kommt (nicht nur) das Christkind, wie's in Omas Weihnachtslied für die lieben Kleinen heißt. Alle Jahre wieder kommen und gehen auch – und das sogar zweimal – junge Männer. An ihren Arbeitsplatz zurück, beziehungsweise von ihm fort. Wenn ich Ihnen die Monate nenne, in denen das passiert – Mai und November – dann ist Ihnen sicher schon klar, daß hier weder Weihnachtsmann noch Osterhase im Spiel sind. Es geht um sehr reale und wichtige Dinge. Die in das Leben des einzelnen und auch in die Geschehnisse in seinem Betrieb eingreifen. Die einen kommen

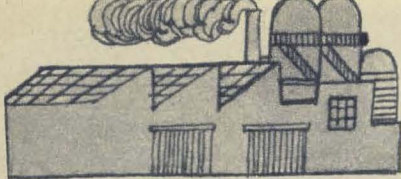
nach 18 oder auch 36 Monaten Wehrdienst zurück, die anderen verlassen den Betrieb, um die Zurückkehrenden bei der Fahne abzulösen. Achtzehn Monate Armee, das heißt 18 Monate weg vom Arbeitsplatz, 78 Wochen statt des Hammers, des Hobels oder des Bleistifts die MPi in der Hand. Für 547 Tage Abschied von den Kumpel, vom Arbeitskollektiv und seinen Platz finden in einem neuen, dem militärischen Kollektiv. Muß das aber auch bedeuten, die Kollegen im Betrieb zu vergessen, beziehungsweise von ihnen vergessen zu werden? Seiner Arbeit fremd zu werden? Nach den

An den
Soldaten
Hans Meyer

Betriebs
Zeitung

Paket
an den
Soldaten
Hans Meyer





In Ehren empfangen

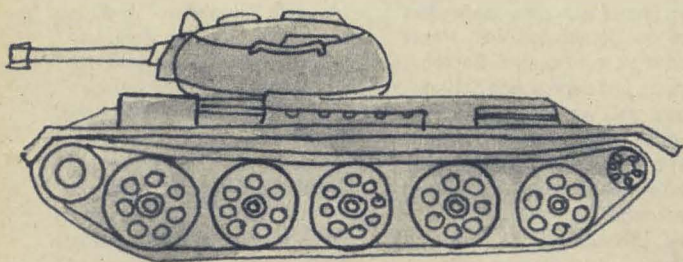
eineinhalb Jahren von vorn anfangen zu müssen?

Natürlich nicht. Wenn beide Seiten nur wollen. Den Kontakt untereinander halten. Der Betrieb, die Brigade, die Kumpel auf der einen Seite und andererseits natürlich der Kollege in Uniform selbst...

Oberschöneweide — eins der Industriezentren Berlins. Unmittelbar nebeneinander drei Großbetriebe mit einigen Tausend Beschäftigten: TRO — das Transformatorwerk, KWO — das Kabelwerk, WF — das Werk für Fernsehelektronik. Dort hörte ich mich ein wenig um. Wie sie es halten mit ihren „zur Zeit ihren

Wehrdienst leistenden Betriebsangehörigen“? Gibt's einen würdigen Abschied für die Scheidenden, ein 18 Monate lang funktionierendes Verbindungskabel und vielleicht einen großen Bahnhof bei der Rückkehr?

Bei den Trojanern, wie die Trafowerker in Schöneweide nur genannt werden, bekam ich erst einmal einen kleinen Dämpfer. „Großer Bahnhof ist nicht das wichtigste“, bremste mich die Genossin Helga Buske von der Abteilung Kader. „Uns kommt's auf den ständigen Kontakt mit unseren Soldaten und bei ihrer Rückkehr auf die schnelle und reibungslose Wiedereingliederung



rung in ihre Kollektive an.“ Die „gesetzliche“ Grundlage dafür haben sich die Trojaner selbst in Punkt 4 ihres Betriebskollektivvertrags geschaffen: „Regelungen zur Arbeit mit den Werkträgern unseres Betriebes, die ihren Ehrendienst in der NVA leisten.“ In sechs Unterpunkten wird's konkret: Wöchentliche Zusage der Betriebszeitung, Verantwortung der Kollektive für einen ständigen engen Kontakt durch Briefwechsel, Geschenke zu besonderen Anlässen, Einladungen zu betrieblichen Veranstaltungen und nicht zuletzt die Verpflichtung des Betriebes, mit dem Jugendlichen schon vor seinem Abmarsch zur NVA exakt die weitere Entwicklung nach seiner Rückkehr an den Arbeitsplatz festzulegen.

Das geht nicht immer ohne Probleme.

Detlef Richter ist ein hochqualifizierter Bohrwerksdreher. Auch er hat nach seinem Wehrdienst Anspruch auf einen „seiner Qualifikation entsprechenden Arbeitsplatz ohne materielle Verluste“. Das wäre eigentlich seine Bohrwerksmaschine. Doch an der arbeitete nun ein anderer Kollege. Sollte man dem jetzt den Laufpaß geben? Oder hätte man nur für Detlef die hochproduktive Maschine achtzehn Monate lang stilllegen sollen? Beides wohl nicht. So willigte Detlef Richter ein, wenn es ihm auch schwer fiel, vorerst als Spitzendreher zu arbeiten. Aber bald wird er an einer neuen numerisch gesteuerten Bohrwerksmaschine stehen.

„Man muß eben möglichst einen ständigen Kontakt zueinander haben, dann kann man die Lösung solcher Probleme auf lange Sicht vorbereiten“, meinte Helga Buske dazu.

Um den vom ersten Tag des Wehrdienstes an herzustellen, ist den Trojanern eine ganz simple aber doch sehr wirkungsvolle Sache eingefallen. Bei der feierlichen Verabschiedung durch den Direktor sowie die Partei-, Gewerkschafts- und

FDJ-Leitung bekommt der künftige Soldat nicht nur gute Wünsche mit auf den Weg, sondern ein Buch als Reiselektüre und – eine Postkarte. Adressiert an das Transformatorenwerk „Karl Liebknecht“. Der junge Soldat braucht nur noch Postleitzahl, Ort und Postfachnummer draufzuschreiben und die Karte in den Kasten zu stecken.

„So haben wir schon nach wenigen Tagen die NVA-Anschrift, und ‚Der TRAFO‘ und ein Päckchen können auf die Reise gehen“, begründete Horst Porenski, der Leiter des TRO-Reservistenkollektivs, diese Rückmeldekarte. „Und zum 25. Jahrestag unseres Betriebes in diesem Jahr werden wir unseren dienenden Kollegen die ansonsten nur für besondere Gäste bestimmte Ehrenplakette schicken. Wir wollen TRO-Stolz entwickeln. Der Soldat soll wissen, mein Betrieb denkt an mich.“

Bernd Schmidt ist schon zehn Jahre Trojaner. Hier hat er gelernt. Einrichter. Als ihn im Mai 1971 die Fahne rief, stand für ihn fest, daß er ins TRO zurückkehren würde: „Ich hatte ständig eine gute Verbindung mit den Kollegen. Als ich zurückkam, bekam ich meinen alten Arbeitsplatz wieder. Alle haben mir geholfen, mich schnell wieder einzugewöhnen.“ Die Dienstzeit seines Kollegen Peter Knake liegt schon ein bißchen länger zurück: „Mich besuchten damals sogar die Kumpel in der Dienststelle. Ich wurde zu Brigadeabenden eingeladen, und ich war eigentlich immer auf dem laufenden, was im Betrieb los war. Heute ist das oft nur Routine. Betriebszeitung und dann schon Schluß.“ Doch da, wo der persönliche Kontakt mit dem alten Kollektiv von beiden Seiten gepflegt wird, wird's nicht beim Offiziellen steckenbleiben.

„Bei uns ist in den Brigadeverträgen festgehalten, wie die Soldaten zu betreuen sind. Das ist sogar ein konkreter Wettbewerbspunkt“, sagte mir ein paar hundert Meter weiter im

WF die Genossin Margot Alt, die in der BGL als Sekretär für Sozialpolitik arbeitet und außerdem das Reservistenkollektiv leitet. Das Kollektiv von Meister Gert Gnauck hat mit dieser Verpflichtung keine Sorgen. Als Zeugen dafür lernte ich den Mechaniker Manfred Schütz kennen: „Ich war sofort wieder drin. Die Kontakte waren ja auch die achtzehn Monate nie abgebrochen. In jedem Urlaub, auch wenn's nur zwei oder drei Tage waren, bin ich mal in den Betrieb mitgegangen. Das gab jedesmal ein großes Hallo. Wir quatschten dann über alles Mögliche. Auch über die Arbeit und über meinen Dienst als Grenzer. Und über das Materielle konnte ich auch nicht klagen – Weihnachtspäckchen, als ich zum Gefreiten befördert wurde, hundert Mark und sogar die volle Jahresendprämie. Aber was für mich eigentlich noch wichtiger war: Schon ein halbes Jahr vor meiner Rückkehr in den Betrieb wußte ich genau, wie mein Arbeitsplatz aussehen würde. Das gibt ein gutes Gefühl der Sicherheit, auch für den Dienst im letzten halben Jahr.“ Der Kabelwerker Günter Teske kam einige Wochen vor seiner Entlassung extra noch einmal nach Berlin zu einem Gespräch mit dem Betriebsleiter und dem Meister. „Ich erfuhr von den neuen Bedingungen in meiner Abteilung. Meine weitere Qualifizierung wurde festgelegt. Und daß ich gleich eine erweiterte Lohngruppe bekam, habe ich natürlich auch nicht abgelehnt.“ Daß es ein bißchen mit der Post von seiner Brigade haperte, und daß die Betriebszeitung nur unregelmäßig bei ihm ankam, das konnte Günter Teske da schon verschmerzen.

Alle Jahre wieder gibt es also in den Betrieben Abschied und Empfang. Es muß nicht immer unbedingt ein großes Bankett sein. Wenn nur beide Seiten auf ihr Wiederzusammenkommen gut vorbereitet sind.

Oberstleutnant Günther Wirth



Ein Jahr nach dem Beschluß über die Gründung des Roten Frontkämpferbundes, im Mai 1925, marschierten die Männer mit der geballten Faust als Zeichen in Kompanien zu ihrem I. Reichstreffen auf. Der Mai 1926 sah sie bereits als Bataillone und Regimenter. Zum III. Reichstreffen, 1927, konnte Ernst Thälmann feststellen: „Heute sind es schon rote Divisionen, die dem Rufe unserer Organisation gefolgt sind!“

Die Faust als Waffe

Sie rekrutierten sich aus kommunistischen Arbeitern und Parteilosen, meist Frontsoldaten des ersten Weltkrieges. Sie reihten ihre Söhne in die Wehrorganisation des Proletariats ein, übten sich in Wehrsport und Selbstverteidigung. Sie hielten enge Kameradschaft und feste Disziplin. Und wo immer es not tat, ließen sie den Klassenfeind die Härte ihrer Fäuste spüren. Die nebenstehende Grafik der „Roten Fahne“ bringt das politische Anliegen des RFB klar zum Ausdruck: Nieder mit Militarismus und Faschismus! Schutz der Arbeiterklasse!

Die Roten Frontkämpfer waren echte Soldaten ihrer Klasse, Freiwillige aus Überzeugung. Wenn sie in mustergültiger Ordnung aufmarschierten, wagte sich keine der militaristischen Organisationen an sie heran, gleich ob sie sich „Sturmabteilung“ (SA), „Werwolf“, Jungdeutscher Orden oder sonst wie nannten. Das bewußte und disziplinierte Auftreten der RFB-Kolonnen, die anschaulich demonstrierte „Kraft der Roten Faust“ war für den Klassegegner beeindruckend und beunruhigend zugleich. Es existiert der Bericht eines Reichswehroffiziers über das 2. Reichstreffen des RFB in Berlin



1926. Darin heißt es u. a.: „Der Demonstrationszug bot zweifellos ein überwältigendes Schauspiel, sowohl was Ordnung und Disziplin der vorbeimarschierenden Roten Frontkämpfer als auch der zuschauenden Bevölkerung betrifft. Besonders fiel mir die gute militärische Haltung der Roten Frontkämpfer auf. Man gewann zweifellos den Eindruck, daß der RFB eine militärische Kampforganisation darstellt und, was vielleicht das Wichtigste ist, daß jeder Rote Frontkämpfer sich als ‚Soldat‘ fühlt. Besonders wichtig erschien mir auch die Beobachtung, daß eine innige Verbindung der vorbeimarschierenden Roten Frontkämpfer mit der Bevölkerung und umgekehrt bestand. Die einzelnen Abteilungen wurden mit einer Begeisterung begrüßt, wie ich sie seit 1919 in Berlin nicht mehr gesehen habe.“

Kunststück, war doch der RFB von Anfang an als proletarische Massenorganisation im Interesse der arbeitenden Massen aufgestellt worden. Wie kam es zur Bildung des Roten Frontkämpferbundes?

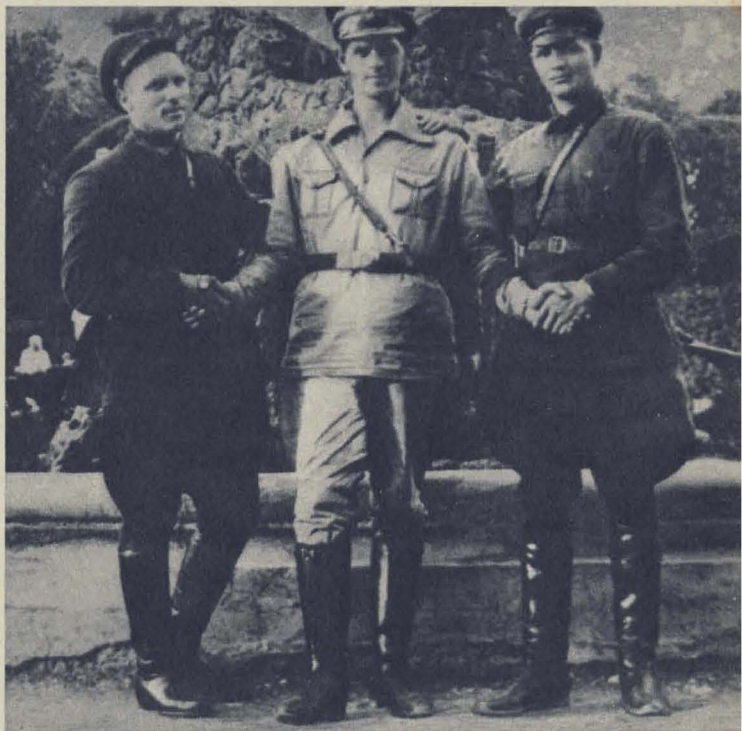
In der revolutionären Nachkriegskrise der Jahre 1919 bis 1923 führte die deutsche Arbeiterklasse unter Führung der jungen KPD einen harten Kampf gegen alle Angriffe der Reaktion sowie gegen die Ausbeutungs- und Unterdrückungspolitik der Großbourgeoisie. Diese Kräfte taten im Verein mit den rechten SPD-Führern alles, um die kapitalistische Ordnung wieder zu stabilisieren. Nach der Niederlage der Arbeiter im Herbst 1923 ging die Bourgeoisie gemeinsam mit den sogenannten Wehrverbänden und „vaterländischen“ Vereinen zur Offensive über. Die KPD wurde verboten, Versammlungen und Demonstrationen der Arbeiter überfallen. Blutiger Terror sollte sie einschüchtern und mutlos machen. Diesem Kesseltreiben war die Arbeiterklasse seit dem Verbot der proletarischen Hundertschaften (1923) schutzlos ausgeliefert.

Die Bildung einer legalen Schutzorganisation wurde zur zwingenden Notwendigkeit.

Ausgehend von der These Lenins, daß die Arbeiterklasse darauf vorbereitet sein muß, der Gewalt der Bourgeoisie mit Gewalt zu begegnen, erklärte Ernst Thälmann auf dem V. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale 1924: „Wir müssen nicht nur unsere Mitglieder, sondern auch die Arbeiter zu Soldaten der Revolution erziehen.“

Unter dieser Zielstellung faßte

er von der Bundesführung, deren 1. Vorsitzender ab Februar 1925 Ernst Thälmann war. Weiter gliederte sich der RFB in Gaue, Untergaue, Ortsgruppen, Abteilungen, Kameradschaften, Züge und Gruppen. Alle Funktionäre, vom Gruppenführer bis zum Bundesvorsitzenden, wurden gewählt. Die stärkste Unterabteilung des RFB war die als „Roter Jungsturm“ gegründete „Rote Jungfront“. Sie vereinigte 1927 etwa 25 000 Mitglieder unter ihren Fahnen und erzog sie im antimilitaristischen Geiste



Freundschaft zur Roten Armee, Aufklärung der Massen (r. unten) durch Agitation zeichneten den RFB aus. Sein Gruß: „Rot Front!“

vor 50 Jahren, im Mai 1924, die Zentrale der KPD den Beschluß, den RFB als antimilitaristische Klassenorganisation ins Leben zu rufen, um den monarchistischen und faschistischen Terrorbanden der Reaktion gebührend entgegenzutreten zu können. Dieser Aufgabe entsprach auch die Struktur des RFB. Geleitet wurde

zur proletarischen Wehrhaftigkeit.

Eine weitere Unterabteilung waren die anfangs im RFB entstandenen Frauengruppen und -abteilungen, die 1925 herausgelöst und zur ersten proletarischen Frauenorganisation Deutschlands zusammengeschlossen wurden. Ehemalige

Deshalb schlagen wir euch folgenden vor, der mit den längst anerkannten Worten „Rot Front“ zugleich das Symbol unseres Bundes, die geballte Faust des klassenbewußten Proletariats in Erscheinung bringt.

Geuß. Begegnen sich Kameraden in Uniform oder mit Abzeichen, so begrüßen sie sich mit „Rot Front“ und schnellem Heben des rechten Unterarmes mit geballter Faust in senkrechter Stellung.



und auch aktive Matrosen bildeten die Rote Marine, die die revolutionären Traditionen der roten Matrosen fortsetzte.

Auf der 1. Reichskonferenz des RFB, am 1. Februar 1925, wählten die Delegierten Ernst Thälmann zum 1. Bundesvorsitzenden. Zu den führenden Genossen gehörten ferner Etkar André, Hans Jendretzky, Ernst Schneller, Albert Schreiner und Fritz Selbmann. Unter ihrer Leitung

entwickelte sich der RFB politisch und zahlenmäßig zu einer wirksamen und schlagkräftigen Massenorganisation der Arbeiter, die 1929 über 150 000 Mitglieder zählte.

Angesichts der zunehmenden faschistischen Überfälle auf Arbeiterviertel und Arbeiterveranstaltungen war die Erziehung und Ausbildung der Mitglieder des RFB und insbesondere der Roten Jungfront eine vorrangige



Aufgabe. Die Erziehung zur Wehrhaftigkeit gründete sich auf die politisch-ideologische sowie auf die körperliche Stählung der Kämpfer. Ihrem Inhalt nach war sie eine allseitige Vorbereitung der Arbeiterklasse auf den Kampf gegen Imperialismus und Militarismus. 1928 beschloß die 5. Reichskonferenz, den Wehrsport für alle Mitglieder im Alter von 16 bis 28 Jahren einzuführen. Seine höchste Form war das Geländespiel, bei dem alle im Gelände möglichen Ausbildungsarten, von der Topografie bis zum Gepäckmarsch, geübt wurden.

Obwohl der RFB über keinerlei Bewaffnung verfügte und der Besitz einer Waffe aus politischen Gründen den Ausschluß nach sich zog, hatten die Roten Frontkämpfer das Waffenhandwerk nicht verlernt. „Vier Jahre haben uns die Herren Bourgeois durch die Schützengräben von Flandern bis Verdun geschleift“, sagte Thälmann in einer seiner Reden. „Ist es denn unsere Schuld, daß eure Bürgeroffiziere uns gelehrt haben, mit so ‚niedlichen‘ Dingen umzugehen, wie



Politische Schulung war die Grundlage der praktischen Wehrerziehung. Foto oben: Teilnehmer eines Lehrganges der Reichsführerschule des RFB. Darunter: Kartenkunde im Gelände.



es Maschinengewehre und Flammenwerfer sind? Wir haben es gelernt und werden es nicht vergessen.“

In der politischen Wehrerziehung standen vor allem solche Themen im Vordergrund wie: Entstehung und Wesen des imperialistischen Krieges; das Verhältnis des RFB zur Roten Armee; proletarischer Internationalismus und die Theorie des gewaltsamen Sturzes der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Die enge Waffenbrüderschaft unserer Nationalen Volksarmee zur Sowjetarmee wurzelt auch in den brüderlichen Beziehungen des RFB zur Roten Armee.

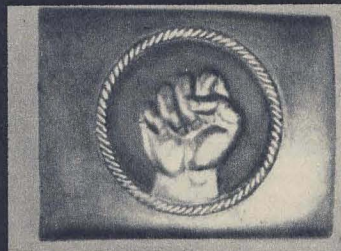
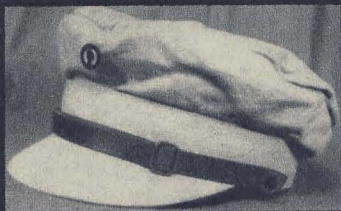
Im Kampfgeplöns der Roten Frontkämpfer hieß es: „Ich gelobe niemals zu vergessen, daß das Schicksal der Arbeiterklasse der ganzen Welt unlöslich verbunden ist mit der Sowjetunion...“

Das sowjetische Bataillon „Wy-strel“ ernannte Ernst Thälmann zum Ehrensoldaten, der Kreuzer „Oktjabrskaja Revoluzija“ verlieh ihm die Würde des Ehrensteuermanns. Auf der „Aurora“ war er Ehrenmitglied der Besatzung. Alle diese Auszeichnungen galten in der Person Thälmanns dem Roten Frontkämpferbund.

Es sind nicht nur die Fahnen,

Uniformen, Abzeichen und Embleme, die eine Brücke aus den Kampfjahren 1924 bis 1929 zu uns schlagen. Es sind die geistigen Bande, die uns mit den wehrhaften Proleten jener Tage verbinden. Der Schwur der RFB-Genossen: „Stets und immer meine revolutionäre Pflicht gegenüber der Arbeiterklasse und dem Sozialismus zu erfüllen“, ist auch unser Schwur. Die Waffenträger der Arbeiter- und Bauern-Macht haben, wie es die Roten Frontkämpfer gelobten, die Pflicht, „stets und immer ein Soldat der Revolution zu bleiben“.

W. Herrmann/Ch. Hermann



*Ernst Thälmann
in RFB-Uniform.
Die Kameraden
sparten sich ihre
Uniform oft vom
Munde ab. Sie
trugen ihre
Leinenblusen mit
der roten Arm-
binde, die mit der
geballten Faust
geschmückte
Mütze und die
ledernen Bein-
linge stolz als
äußeres Zeichen
ihrer Wehr-
bereitschaft.
Auch das
Koppelschloß
zeigte die Faust.*



10 000 Mark sind zu gewinnen im **dr** Spiel 74

Und heute beginnt es. Dreimal rufen wir Sie zum Mitspielen auf: In diesem Heft, in der Juni- und dann nochmal in der Juli-Ausgabe. Dabei werden Sie einen jungen Mann kennenlernen, der auf den ungewöhnlichen Namen Kiekebusch hört – Bodo Kiekebusch, genannt Borstel, seit dem 3. dieses Monats Soldat. Seinen Spuren wollen wir folgen und damit unser Spiel verbinden. Es geht, wie gesagt, über drei Runden. Wer alle drei übersteht und am Ende die sich aus den einzelnen Folgen ergebende Lösung an die Redaktion einschickt, hat die Chance, einen der rechts genannten Preise zu gewinnen.

Freuden und Leiden des Soldaten Kiekebusch



Au backe!

Das ist nun der erste Abend bei den Truppen, hier in Tützpatz am See, fernab vom heimatlichen Zabakuck mit seinen Sechzehneichen, der Schnarrtanne am Waldhaus, dem weißen Rosengarten und dem Saxonía-Werk. Und was ist? Schon hab' ich, gerade erst ein paar Stunden in den Rücken (oder sagt man Roben?) der Armee statt in langer Lederhose, meinen Namen weg: Borstel. Ursprung ist mein Igelschnitt. Kindisch! Aber was soll das Hin- und Herreden, die Sitten sind nun mal so. Und passen tut's ja irgendwie.

Nur: Ulla würde das wahrscheinlich für üble

Casabra-Zauberei halten oder ganz patzig sagen: „Über dich machen sie ja schöne Glossen!“ Schließlich hat sie mich noch mit langem Haar verabschiedet. Kuhblank würden ihre Augen, könnte sie mich jetzt sehen. Und bestimmt würde sie unten an den Brücken, auf dem Saurasen dort, vor Übermut singen und springen, davon ganz rote Wangen kriegen und sich am Ende erschöpft bei unserem Strauch fallen lassen. Bitter und elend kann's einem werden, wenn man daran denkt. Stelzen müßte man haben, um zu ihr ins Liebethal zu kommen, sie zu schauen, zu pressen, zu biegen – wie letzts im Lenz...

Aber im Viereck der Soldatenstube (Raum 7/7)

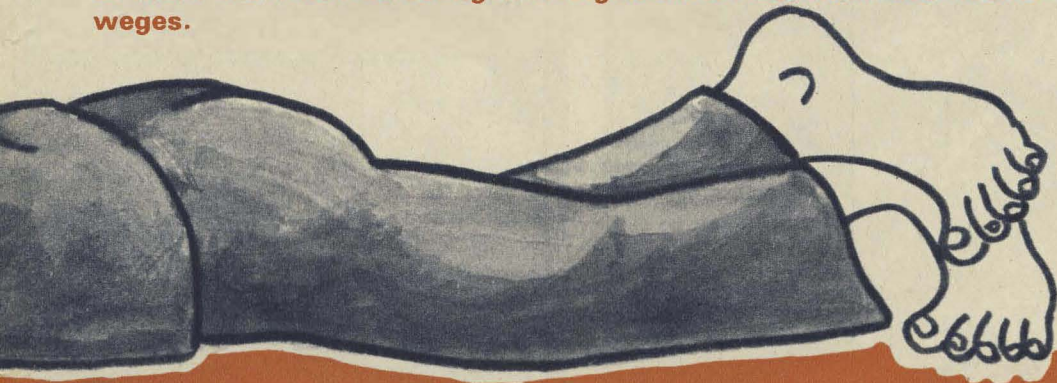
Heute machen wir Sie mit Freuden und Leiden des Soldaten Kiekebusch am ersten Tage seines Wehrdienstes bekannt. Borstel, wie er ja nun heißt, kennt das Land, das er zu schützen bereit ist, übrigens recht gut. Auf jeden Fall seine Orte und Städte, selbst wenn sie mitunter etwas außergewöhnlich-klingende Namen tragen. Wieviel Ortsnamen der DDR sich in seiner Erzählung, mitunter auch als Adjektive und Verben getarnt, verbergen – genau das ist es, was Sie herausfinden (und zählen) sollen. Übrigens: Es sind mehr als 20, 30 und weniger als 100, einschließlich des Borstelschen Familiennamens ergibt die Lösung eine der sogenannten Schnapszahlen. Und noch ein Tip: Sie können natürlich auch das Postleitzahlenheft oder das Ortslexikon zur Hilfe nehmen. Ihre Postkarten mit der gesuchten Zahl erwarten wir unter dem Kennwort „Kiekebusch“ bis zum 1. Juni 1974 an unsere Adresse: Redaktion „Armee-Rundschau“, 1055 Berlin, Postfach 46 130. Und merken Sie sich die gefundene Zahl gut, denn Sie werden sie in der nächsten Runde sowie für die endgültige Lösung im Juliheft brauchen. Zu gewinnen sind:

1 × 2000 Mark

1 × 1000 Mark

1 × 500 Mark

Weiterhin: zehnmal 100 Mark, zehnmal 50 Mark und hundertmal 25 Mark. Für die richtigen Teillösungen in der 1. und 2. Runde lösen wir außerdem einmal 500 Mark, fünfmal 100 Mark und zehnmal 25 Mark aus. Alle Auslosungen erfolgen unter Ausschluß des Rechtsweges.



sind die Betten gebaut und warten. Vorher müßte man nur noch so einen richtigen Hirschsprung machen können, meinetwegen auch ein bißchen Hundeluft schnuppern, rumschleichen wie'n Wildschütz. Denn, verdammich nochmal, die Wampen sind ganz schön voll. Nicht von irgendeiner Wassersuppe, nee, vom Abendbrot in dem großen Saal. Prima Sülze gab's, rosa wie junge Sauen, dann noch Schmalz mit lauter Grieben, Schimmelkäse und Krautsalat mit Knoblauch. (Schätze, der Gestank von Benzin in irgendwelchen Zimmern ist nichts dagegen!)

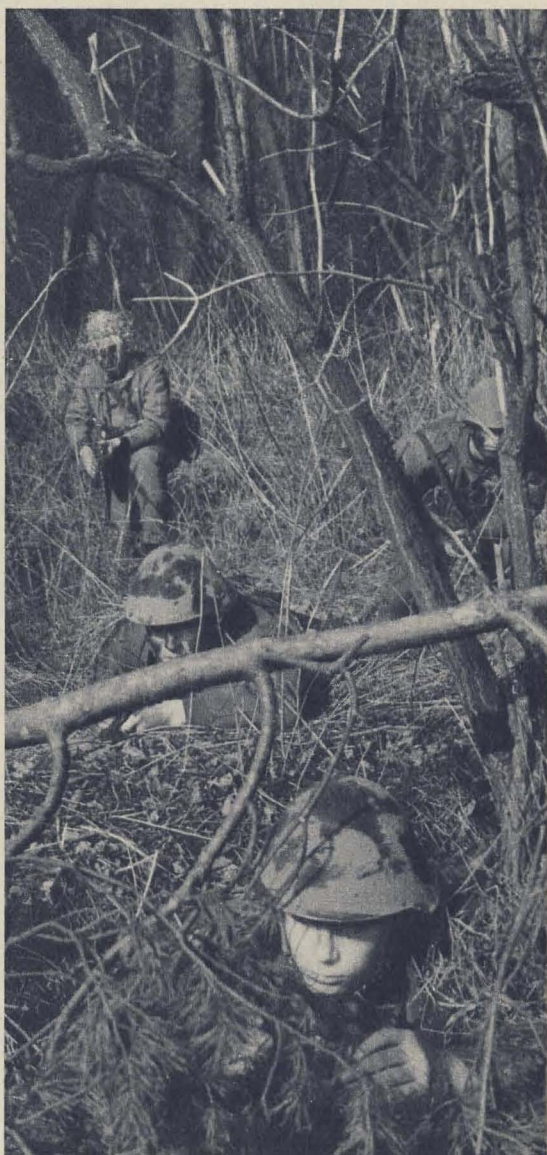
Männer, jetzt müßte man am Wall eine Schleife machen können zur Karpfenschänke. Auf zwei,

drei Biere gegen den Brand, der schon ein echter Wüstenbrand ist. . .

Aber nee, ich muß mit dem Zug zur Unterkunft marschieren. Die Satzung (sprich: DV) bestimmt's nun mal so. Kann man nichts machen. Ist ja schließlich auch kein Weltwitz, sondern militärische Notwendigkeit. Wer hat da eben Oberkaka gesagt und hinterher noch Kleinmutz? Egal. Ich würde heute nicht mal mehr merken, wenn mich ein Floh beißt. Denn kurz ist die Nacht. Im Morgenrot geht's wieder raus: Mit der Klinge den Bart abschaben, mutig unter's Kaltwasser und ran wie'n Herold an die Rüstungen. Auf zu neuen Taten!



Bewährung im Unterholz



Vom Spitzenfahrzeug wird signalisiert: „Gegner!“ Es bedarf nur weniger Worte des Kommandeurs des Aufklärungstrupps und die Fahrer lenken die SPW ins verborgene Gebüsch. Die Aufklärer sitzen flugs ab, erhalten eine kurze Einweisung und nehmen fast geräuschlos ihre Posten im nahen Unterholz ein. Beobachtung lautet die Aufgabe. Der Kampf mit dem Ver-



stand, mit dem geübten Auge sowie dem geschärften Ohr beginnt. Schon der kurze Weg durch das Gesträuch, das Einrichten des Beobachtungspunktes ist Bewährung. Ein knackender Ast ist immerhin bei relativer Ruhe 800 Meter weit zu hören! Aber Aufklärer können ohne besonders laut zu sein durch Busch und Strauch hasten. Ein Holzstapel, wie auf Bestellung hingestellt. Wenige Handgriffe genügen und das

„Guckloch“ ist fertig. Viel sehen, nicht gesehen werden, ist das A und O der Beobachtung. Was tut der Gegner, welche Bewaffnung führt er, was gibt es Neues bei ihm, welche Veränderungen sind zu bemerken, was sind seine Absichten? Fragen über Fragen, die beantwortet sein müssen, um der Truppe ausreichende Informationen für die weiteren Handlungen zu liefern. Für die Aufklärer ist es Befehl.

-ek

DIE RACHE

ERZÄHLUNG

VON

E. R.

GREULICH



Der Ton war überall, drang wie eisiges Wasser in die Ohren der Schlafenden. Das nasale Hupen wiederholte sich, eindringlich und herrisch zugleich, hatte etwas von der warnenden Mahnung eines Nebelhorns.

Nachdem es verklungen war, herrschte einen Augenblick Stille, als seien die Aufgeschreckten gelähmt von der plötzlichen Erkenntnis: Alarm! In den Unterkünften der Grenzsoldaten flammte Licht auf, vielfältige Geräusche verwandelten die nächtliche Stille in Tagesgeschäftigkeit.

Auf Stube drei erschien Unteroffizier Scherf. Die sechs seiner Gruppe schienen noch immer gelähmt. Südepohl gähnte laut und nörgelte: „Die müssen sich im Kalender geirrt haben. Zweimal Alarm in einer Nacht.“

Ungerührt trieb Gruppenführer Scherf: „Beileitung, teure Genossen. Oder wollen Sie in Unterhosen antreten?“

Hardekopp, Beyer, Strobel, Wustmann und Bänsch waren schon beim Anziehen und warfen sich Blicke zu. Sie mochten diese Art Scherfs noch weniger als Südepohls Phlegma. Der gähnte abermals provozierend.

„Nun heben Sie schon Ihre müden Glieder vom Laken, Südepohl“, knurrte Scherf, „Ihretwegen nehme ich keine miese Bewertung hin. Ich hoffe, die Gruppe denkt ebenso.“

Kopfschüttelnd stieg Südepohl in die Hosen. „Junge, Junge, zweimal – man müßte – müßte mal in der Verfassung nachsehen, ob das überhaupt...“

„Zu Ihrer gefälligen Kenntnisnahme, Südepohl“, Scherf konnte mit lächelndem Gesicht giftige Worte sprechen, „der erste Alarm war abends. Die Nacht hat erst vor einer halben

Stunde begonnen.“

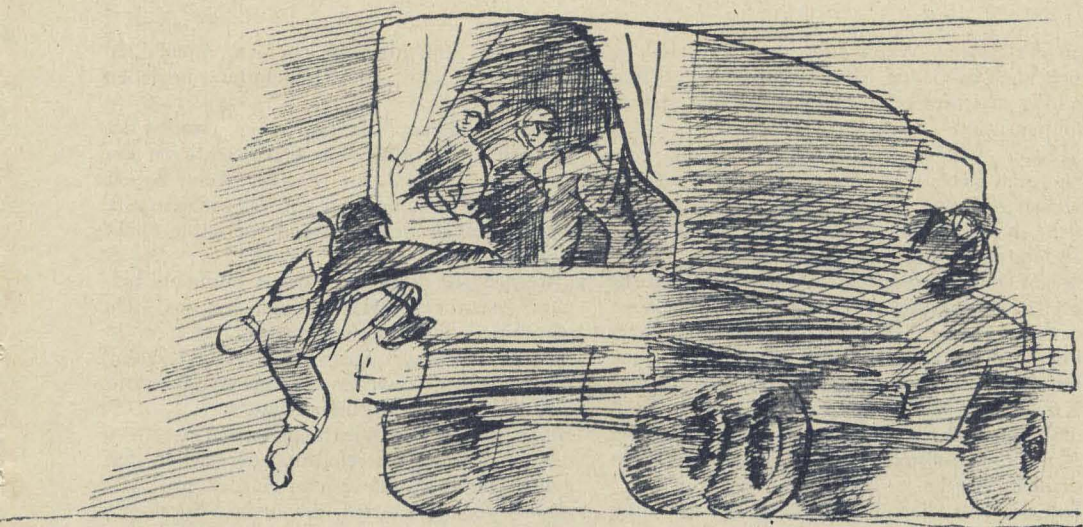
„Kaum neunzig Minuten Schlaf“, murrte Südepohl.

Bänsch sagte mit toderntem Gesicht: „Was ein richtiger Grenzer ist, der kommt ganz ohne Schlaf aus.“

„Mach schon“, zischte Hardekopp und warf Südepohl das Koppel zu. Kurz darauf flitzten sie zum Waffenempfang, schnaufend und noch den Rock zuknöpfend, erschien Südepohl als Schlußlicht der Gruppe an der Waffenkammer.

Die Motoren der Dreiachser röhrt. Im Eilschritt erreichte Scherfs Gruppe ihr Fahrzeug, sie stiegen dort als letzte auf. Gruppenführer Scherf quittierte es mit hängenden Mundwinkeln und einem unguten Lächeln. Als er demonstrativ auf seine Armbanduhr schaute, glaubte Hardekopp das Sekundenticken zu hören. Die Wagen durchfuhren das Tor, nahmen die Asphaltstraße nach Norden. Es war mondhell, die Sterne glitzerten wie leuchtende Eissplitter. Fröstelnd, schlaftrunken saßen die Grenzsoldaten eng nebeneinander.

Unteroffizier Scherf war unzufrieden, mit sich, mit der Gruppe. Nicht nur wegen des Aufsitzens eben, als letzte. Was hindert sie, die Besten sein zu wollen? Unser Klotz am Bein ist Südepohl. Sie sind zu nachsichtig mit ihm. Je härter ich ihn anfasse, desto unwilliger gehen sie mit. Er macht einen Witz, alle lachen, und schon ist ihm seine Lahmheit vergeben. Da liegt der Hase im Pfeffer. Weshalb geht Hardekopp mit seinem Einfluß dagegen nicht an? Man müßte mal mit ihm darüber sprechen. Aber seit der Sache mit Irmtraud scheint er zugeknöpfter.



Oder bin ich es? Vielleicht. Es ist schwer, sich selbst objektiv zu sehen. Verfluchte Zwickmühle, von oben präzise Forderungen, von unten zwar scheinbare Willigkeit, aber zuviel Unwägbares, schwer zu Fassendes. Immer zwischen zwei Mühlsteinen. Doch wer glaubt es einem? Du hast Grund zu jammern, heißt es dann, hast noch bei keinem Wettbewerb hinten gelegen.

Gruppe Scherf als letzte auf dem Wagen, das wird sein Soldatenherz nicht verwinden, dachte Roland Hardekoppspöttisch. Noch diese Nacht werden wir es zu spüren bekommen. Zugegeben, unsere Gruppe ist eine der besten, und es ist nicht zuletzt Scherfs Verdienst. Aber ist eine Gruppe mit meist vorbildlichen Leistungen schon ein gutes Kollektiv? Woran liegt es? Hardekopp ließ die andern fünf Genossen vor seinem geistigen Auge passieren. Objektiv beurteilt sind wir guter Durchschnitt. Selbst Südepohl. Zwar der Langsamste, mögen wir ihn trotzdem. Sein Witz, seine Pffiffigkeit haben uns manchen Spaß bereitet. Wir fünf sind ohne Illusionen gekommen, nehmen die Härte des Dienstes erstaunlich gelassen. Mit einer Ausnahme. Mich macht die Art Scherfs manchmal nervös. Er vermag nicht zu differenzieren. Wahrscheinlich hat er Enttäuschungen mit weniger willigen Wehrpflichtigen erlebt, und darauf die bequemste Art gewählt, tüchtige Grenzsoldaten auszubilden. Bloß, das reicht nicht, er muß sich mehr einfallen lassen. Kollektivegeist und sozialistische Soldatenkameradschaft sind doch keine Phrasen.

Ihr Wagen war sehr bald auf einen Waldweg abgebogen, Regenauswaschungen und Wurzeln ließen den Dreiaxser holpern, rüttelten

Hardekopps Gedanken erst recht wach. Seit Irmtraud mit Scherf Schluß gemacht hat, ist er noch galliger geworden. Kann ich dafür, daß die Regiments-Bibliothekarin auf der Veranstaltung damals nur mit mir getanzt hat? Mir kommt der Dienst farbiger vor, seitdem ich sie kenne. Ist nicht auch Schadenfreude dabei, alter Schwede? Hast du deine Anstrengungen nicht verdoppelt, als du merktest, die Freundin Scherfs ist für deine Aufmerksamkeiten empfänglich? Möglich. Aber immerhin liegt die Entscheidung bei der Frau, auch das gehört ja wohl zur Gleichberechtigung. Und wer selbst nicht kameradschaftlich ist, kann keine Kameradschaft erwarten.

Nach etwa einem Kilometer stoppte der Wagen. Rasch verschwanden die Gruppen zu ihren Ausgangspunkten. Scherf trat in eine kleine Lichtung, hielt die Karte ins Mondlicht und legte den Marschkompaß darauf. „Kennt jemand die Düterower Mühle?“ fragte er.

Die Männer der Gruppe schwiegen. Hardekopp schwankte, ob er ja sagen sollte. Er ließ es. Auf mehreren Radfahrten mit Irmtraud hatte er die Gegend durchstreift. An jener Mühle rasteten sie neulich und unterhielten sich über Don Quichote. Exakt hatte Irmtraud den Unterschied zwischen einer deutschen und einer spanischen Windmühle zu erklären gewußt, eine Skizze mit den segelbespannten spanischen Windmühlenflügeln in den Sand gemalt. – Weshalb fragt er? dachte Hardekopp. Er kennt beinahe jeden Baum und Strauch in der Umgebung.

„In diese Richtung.“ Scherf wies einen Jagenweg hinunter. „Unsere Aufgabe: in 45 Minuten

an der Mühle. Wenn alles glatt läuft, läßt es sich auch in vierzig Minuten machen.“ Scherf schlug den angegebenen Weg ein, die andern folgten ihm.

„Lieber Gott“, brummelte Südepohl, „im nächsten Leben bitte keinen Bezirksmeister im Gehen mehr als Unteroffizier.“ Er strampelte sich als vorletzter vorwärts, Hardekopp ging als letzter. Er überlegte erschrocken, der Fluß – Scherf marschiert geradewegs auf die breiteste Stelle zu. Nimmt den kürzesten Weg und doch den längsten. Ausziehen, Bündel und MPI über dem Kopf, waten und schwimmen, dazu mit drei Neuschwimmern, die sich mit Ach und Krach über Wasser halten – das nimmt Zeit, die nicht mehr aufzuholen ist. So schaffen wir es nicht in fünfundvierzig Minuten, erst recht nicht in vierzig.

Soll das kalte Bad die Quittung sein für unser Aufsitzen als letzte? Hardekopp grubelte, war beunruhigt, und ihm wurde dabei kaum das Höllentempo bewußt, das der Unteroffizier angeschlagen hatte. Bisher ist Scherf immer durchschaubar gewesen, ob in seinem Zynismus oder in seinen Befehlen, jetzt sieht es so aus, als stelle er seinen Vergeltungsdrang über den Erfolg der Gruppe. Selbst ohne jede Panne im Fluß, es ist zeitlich nicht drin. Es gibt überhaupt nur eine Möglichkeit. Wir müssen etwas weiter flußaufwärts jene Stelle benutzen, wo der Fluß schmaler wird und die Baumstämme im Wasser liegen. Letzten Sonntag sind Irmtraud und ich darüber balanciert.

Ein Jagenweg querte schräg ihre Strecke, und Hardekopp rief: „Genosse Unteroffizier, sollten wir nicht hier rechts herunter? Es ist ein kleiner Umweg, aber zeitsparender.“

Eben wollte er seine Behauptung begründen, als Scherf sich umwandte und ihn zurechtwies: „Wer hat hier das Kommando, Hardekopp, Sie oder ich?“

„Selbstverständlich Sie, Genosse Unteroffizier!“ Hardekopp sagte es übertrieben beflissen, doch keinem entging der versteckte Hohn in seiner Stimme.

Bänsch war ein wenig zurückgeblieben. Als er neben Hardekopp ging, flüsterte er: „Du hast vielleicht Mumm. Weißt genau, daß er Belehrungen nicht liebt.“

Südepohl, der kleinste und dicklichste, japste. Er fuhr sich über die feuchte Stirn und tat, als schwappe er eine Handvoll Schweiß in den Sand. „Wie beliebte Scherf, der Einzige, neulich zu säuseln? Ein Gruppenführer in der Klemme darf es auf keinen Fall zeigen, das macht die Gruppe nur unsicher.“

„Goldrichtig“, konterte Hardekopp, „aber jetzt ist er noch nicht in der Klemme. Das kommt erst am Fluß.“

„Ins Wasser müssen wir auch noch?“ lamentierte

Südepohl, „das überleb' ich nicht, mein lieb' Mütterlein wird ein Heldengrab begießen müssen.“

So sehr Hardekopp die satirischen Tiraden des Kleinen sonst amüsierten, jetzt machte der ihn unwirsch. „Spare deine Kräfte. Wenn Scherf nur einmal anhalten und auf uns warten muß, gibt er uns die Schuld, wenn wir heute nacht einbrechen.“

„Brechen wir denn ein?“ fragte Südepohl beinahe erschrocken. Hardekopp wich aus. „Du wünschtest dir ja ein Wellengrab.“

Sie bemühten sich aufzuschließen und sahen, wie Scherf schon wieder auf seine Armbanduhr mit dem Leuchtzifferblatt schaute.

Beyer, Strobel und Wustmann hatten etwas von der geflüsterten Unterhaltung der letzten drei gehört. Beyer wandte sich an Hardekopp: „Das ist kein Übungsmarsch, das ist 'n Dauerlauf“, murnte er.

„Wir haben's auch nötig“, sagte Hardekopp. „Kennst du die Gegend hier?“

„Ein bißchen.“

„Bis auf das Höllentempo ging es bis jetzt reichlich glatt. Da muß doch bald 'n dicker Hund kommen.“

„Dicker Hund wär' nicht so schlimm wie kaltes Wasser.“

„Dieses läpprige Fließ, in dem wir mal gebadet haben?“

Hardekopp lachte grimmig. „Das war im Hochsommer und weiter oben. Du wirst staunen, wie sich das läpprige Fließ im Herbst 'rausgemacht hat.“

Abermals querte ein Jagenweg ihre Richtung. Hardekopp zögerte, dann überwand er sich und rief: „Genosse Unteroffizier, sollten wir nicht doch jetzt hier rechts hinunter...?“

Scherf wartete auf ihn, und sein Blick auf die Armbanduhr war kaum weniger demonstrativ als vorhin. „Fünf Minuten Zigarettenpause am Ziel scheinen Sie überhaupt nicht zu reizen, was Hardekopp?“

„Genau deswegen würde ich jetzt diesen Jagenweg...“

Brusk wandte sich Scherf um, marschierte im alten Tempo weiter.

Wieder waren da die Gedanken der Unzufriedenheit, die sich jetzt auf Hardekopp konzentrierten. Was meckert er nur dauernd? Weiß er nicht am besten, daß über Befehle nicht diskutiert wird? Vorschlag zur besseres Erfüllung des Auftrags? So würde er es drehen. Aber gerade jetzt, wo es auf jede Sekunde ankommt? Weshalb verfährt er nicht umgekehrt und unterstützt mich? Erst letzten Freitag hat er doch so klug in der FDJ-Versammlung über Wettbewerb und Fahneneid gesprochen. Besser, als ich es gebracht hätte. Reden und Tun sind eben zweierlei. Bei ihm wurmt mich das am meisten.

Scherfs Gedanken hatten sich zum Groll gegen den Studenten angestaut. Man muß ihm das mal hinreiben, seine Besserwisserei ist manchmal unerträglich. Der Unteroffizier blieb stehen. Als Hardekopp heran war, faucht er den an: „Bilden Sie sich bloß nicht so viel darauf ein, Genosse Hardekopp, daß Sie der beste in der Gruppe sind. Im Grunde wollen Sie nur dauernd beweisen, daß Scherf keine Ahnung vom Leben hat und überhaupt unfähig ist, eine Gruppe zu führen.“

Fast bestürzt, erwiderte Hardekopp impulsiv: „Das habe ich nie behauptet.“

„Eben – Sie sind ja nicht dämlich.“

Hardekopp riß sich zusammen, um nicht zu entgegnen, in militärischer Hinsicht sind Sie ein ausgezeichnete Gruppenführer, in Psychologie ein Versager.

Je länger Hardekopp über den Vorwurf nachdachte, desto mehr wuchs der Unmut in ihm. Wo hat Scherf nur seine Komplexe mir gegenüber her? Darf man jedem Studenten mit Vorurteilen begegnen, nur weil man selbst nicht studiert hat? Seine Überlegungen steigerten sich zum Zorn gegen Scherf. Scherf wird seine Überheblichkeit bezahlen müssen. Zum erstenmal dürfte unsere Gruppe zu den schlechtesten gehören. Gute ehemalige Leistungen trüben dem Regimentskommandeur nicht den Blick für gegenwärtiges Versagen.

Beyer, Strobel und Wustmann waren die drei „bleiernen Enten“. Strobel fragte ahnungs-schwer: „Wie breit ist'n der Fluß, Hardekopp?“ Etwa fünfzig Meter an jener Stelle, schätzte der Gefragte. Doch er tat sicher. „Halb so wild. Wir lassen uns von der Strömung schräg rübertragen. Ihr drei in Koppelverbindung mit uns.“

„Manchmal hast du was von Scherf“, beschwerte sich Strobel. „Anstatt 'ner klaren Auskunft behandelst du einen wie'n Säugling.“ Hardekopp war gereizt. „Ob fünfzig oder hundert Meter. Denkst du, wir lassen euch ab-saufen?“

Strobel lenkte ein. „Ehrlich gesagt, ich habe Schiß. Im Bassin an der Angel rumplätschern ist was anderes, als nachts durch'n Fluß.“ „Irgendein Hindernis muß ja wohl sein. Wozu sonst die Nachtübung?“

Verbissen und schweigend marschierten sie, dachten die uralten Gedanken der Betroffenen. Über Training theoretisieren ist leicht, versucht's mal selbst. – Jetzt 'ne Wechseldusche und dann pennen, nichts als pennen.

Der Kiefernwald lichtete sich, wurde Mischwald, der Weg fiel leicht ab. Scherf war als erster am Ufer. Er stand neben der skurrilen alten Kiefer, die etwas von den Windflüchtern der Küste hatte. Kurz darauf stand die Gruppe neben ihm. Im Mondschein glänzte der Fluß wie kaltes Silber. Winzige Stoßwellen ließen

die beträchtliche Strömung erkennen. Glucksend drängte sie sich in die Wurzellöcher und Uferauswaschungen. Selbst das Wasser schien zu seufzen. Schweigsam starrten die Angekommenen, keiner sah die Schönheit dieses nächtlichen Naturstücks, durch ihre Köpfe huschte der Schreck, wie sollen wir das schaffen?

Die Stille war lähmend. Scherf hieb seine Stiefelspitze gegen die Kiefernborke. „Verdammter Mist, verdammter. Sie haben die Pontonbrücke abgebaut!“

Mit diesem Wutausbruch erlebten die sechs zum erstenmal, daß Scherf seine eigene Maxime verletzte. Aufkeimende Schadenfreude wurde verdrängt von der Frage, was nun?

Dicht neben Hardekopp hob Scherf die Armbanduhr vor die Augen. Jetzt hätte der Student beinahe schwören mögen, die schnell tickenden Sekunden zu hören. Nun begriff er die Sturheit Scherfs. Geradewegs ist der auf seinen Irrtum losmarschiert. Ein Unteroffizier seiner Qualität hätte wissen müssen, daß Pontonbrücken nicht ewig stehen. Auf jeden Fall aber hätte ihm mein Vorschlag zu denken geben sollen.

„Ausrüstung bündeln!“ befahl Scherf.

„Das ist Selbstmord“, entfuhr es dem schweißdampfenden Südepohl. Auf den drohenden Blick des Gruppenführers murmelte er entschuldigend: „Ich meine, für unsere Nichtschwimmer.“

„Quatschen Sie keinen Unsinn, Südepohl. In unserer Gruppe gibt es keine Nichtschwimmer.“

Hardekopps Gedanken jagten sich. In seiner Uneinsichtigkeit setzt Scherf die Erfüllung unseres Auftrages aufs Spiel, wenn nicht mehr. Mache ich einen letzten Versuch, oder lasse ich es ihn bis zum bitteren Ende ausbaden? Was sonst? Es ist die einzige Möglichkeit eines neuen Verhältnisses zwischen ihm und uns.

Nicht sehr eilfertig begann Hardekopp seine Ausrüstung einzubündeln. Wie würde Vater in meiner Lage handeln? Der Gedanke trieb ihm noch mehr Hitze in den schweißnassen Körper. Wie würde Vater handeln? Hardekopp sah das vertraute faltige Gesicht mit den hellgrauen Augen auf sich gerichtet. Seit wann bist du rachsüchtig? Selbstverständlich hat er nicht richtig gehandelt. Tust du es immer? „Genosse Unteroffizier, ein Stück flußaufwärts liegen Baumstämme überm Wasser.“ Hardekopp hatte sich bemüht zu sprechen, als handle es sich um etwas Nebensächliches, obwohl er wußte, daß dieser Satz Scherf vor eine schwerwiegende Entscheidung stellte.

Sechs Augenpaare schauten auf den Gruppenführer. Für seine Art schwiege er schon zu lange. Er blickte wieder auf die Uhr und versuchte, sich eine Atempause zu verschaffen. „Wieviel Kilometer, Genosse Hardekopp?“ „Schwer zu sagen, aber mehr als einer nicht.“ „Zehn Mi-



nuten Verlust“, sagte Scherf wie für sich.

„Bei unserem Tempo kaum mehr als fünf“, bemerkte Südepohl im gleichen Ton.

„Ehe wir alle heil durch den Fluß sind, das wird 'ne Viertelstunde dauern“, sagte Bänsch. „Wenn es völlig glatt geht“, unterstrich Hardekopp.

„Wenn nun die Stämme auch weggeschafft sind?“ zauderte Scherf.

„Es ist die bessere Chance“, beharrte Hardekopp, „vorgestern lagen sie noch da!“

„Also los, marsch!“ befahl Scherf. „Sie bleiben neben mir, Genosse Hardekopp.“ In noch schärferem Tempo nahm er den Uferweg. Südepohl mußte hin und wieder ein Stück Dauerlauf einlegen, um nicht zu weit zurückzubleiben.

„Woher kennen Sie die Gegend so gut?“ fragte Scherf.

„Radtour“, gab Hardekopp bewußt lakonisch Auskunft und dachte, er weiß natürlich, mit wem.

„Sie haben gewußt, daß die Pontonbrücke weg ist?“

„Ich habe überhaupt nicht gewußt, daß da eine war. Wir – äh – ich bin nur bis zu den Stämmen gekommen.“ Er glaubt mir nicht, dachte Hardekopp, soll er ruhig. Dann wurmt es ihn hoffentlich erst recht, daß er mich nicht aussprechen ließ.

Schweißdampfend erreichten sie die schmale Stelle des Flusses. Die Stämme lagen noch. „Genosse Hardekopp, Sie gehen als erster und beziehen Sicherungsposten!“ rief Scherf. Im Gänsemarsch, vorsichtig und tastend mit den Füßen, folgten die anderen, als letzter der Unteroffizier.

Hardekopp hatte eben den Fuß aufs andere Ufer gesetzt, da hörte er einen Schrei und sah das Wasser aufsprudeln. Prustend tauchte Wustmann wieder auf. Seine Maschinenpistole über dem Kopf haltend sprang Scherf nach. Das Wasser ging ihm hier bis an die Brust. Schnell war er neben Wustmann und zog ihn an der Hand hinter sich her ins flachere Wasser. Wieder auf dem Land, schüttelte sich Wustmann wie ein triefender Hund. Nach einem Blick auf die Uhr sagte Scherf: „Es sind gute zwei Kilometer bis zur Mühle. Wenn Sie bis dahin durchhalten, Genosse Wustmann, schaffen wir es vielleicht noch.“

„Wird schon gehen“, schnaufte Wustmann und strich sich das Wasser aus den Haaren.

„Gepäck von Wustmann auf die anderen verteilen“, befahl Scherf und setzte sich wieder an die Spitze der Gruppe.

Immer häufiger schaute der Unteroffizier auf die Uhr, und Hardekopp wurde klar, wenn sie

nicht den letzten Kilometer im Dauerlauf zurücklegten, würden sie es nicht schaffen. Er blieb stehen und wartete auf Südepohl, der schon wieder der letzte war. „Warum bin ich nicht ins Wasser gefallen“, maulte er, „dann müßtet ihr jetzt für mich Packesel spielen.“

Hardekopp knuffte ihn in die Seite. „Ich habe mir eiserne Spitzen in die Stiefel bauen lassen.“

„Wirst doch deinem tapferen Genossen nicht in den Hintern treten“, ereiferte sich Südepohl, „gehe schon nicht verloren, Wustmanns Wasserspur zeigt den Weg.“

„Du sollst nicht verloren gehen“, schimpfte Hardekopp, „sondern nach vorn. Jetzt fängt der Dauerlauf an.“ Sie setzten sich in Trab bis zu Scherf. Schnaufend sagte Hardekopp: „Wenn wir's noch hinkriegen wollen, müssen wir so weiter, Genosse Unteroffizier.“

Gehetzt hob Scherf den Unterarm mit der Uhr und kommandierte: „Im Laufschrift, marsch!“ Er ließ die Gruppe an sich vorbei, die keuchend die schnellere Gangart aufnahm.

Zum Schluß die kleine Erhebung hinauf war es schon eher ein Krauchen als ein Laufen. Mit hämmernden Pulsen zwangen sie die letzten Meter, ließen sich unter der Mühle ins welke Gras fallen. Geschafft.

Aber noch einmal besiegte die militärische Pflicht alle Müdigkeit. Unteroffizier Scherf ließ die Gruppe antreten. „Nicht weich werden, Freunde. Unseren Auftrag erfüllen wir doch nicht auf dem Bauch.“ Da tauchte auch schon Oberleutnant Burger vom Stab hinter einem Gesträuch auf.

Noch bevor Scherf seine Meldung anbringen konnte, beglückwünschte der Oberleutnant die Gruppe: „Bravo, Genossen – 30 Sekunden vor der Zeit? Naja, von der Gruppe Scherf sind wir Maßarbeit gewöhnt.“

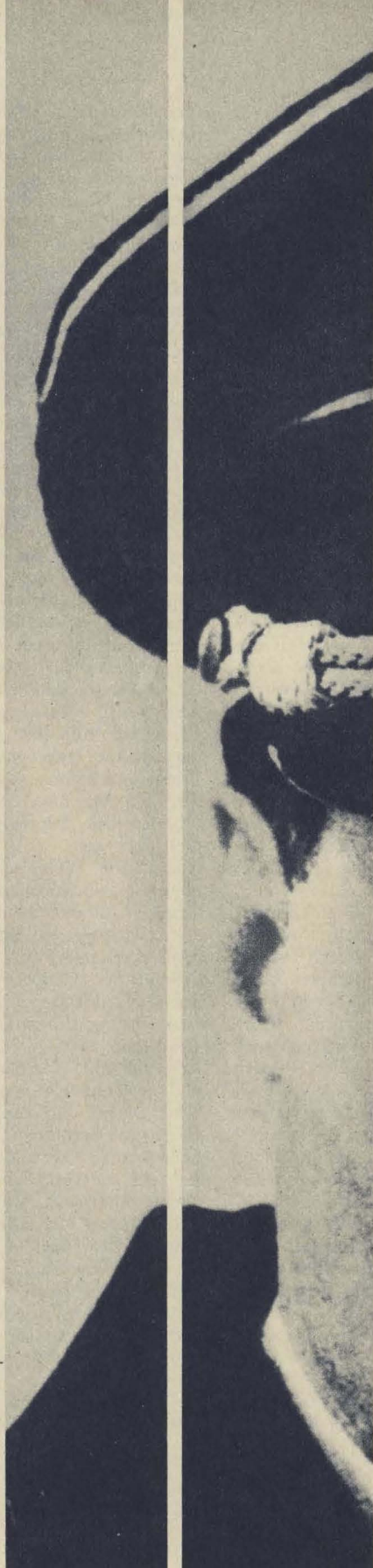
„Wenn der wüßte“, flüsterte Bänsch dicht neben Hardekopp.

Oberleutnant Burger ließ die Gruppe zur Pause wegtreten.

Ächzend zog Wustmann das Schuhwerk aus und betrachtete interessiert seine Füße. „Das beste Mittel für Blasen, Leute, sind nasse Stiefel und Strümpfe.“

Scherf knipste jedem der sechs eine Zigarette aus der eigenen Schachtel. Donnerlittchen, dachte Südepohl, hat er bis jetzt noch nie fertiggebracht. Er raffte sich auf und gab dem Unteroffizier Feuer. Scherf blies den Rauch in die kühle Nachtluft. „War duftete von Ihnen, Genosse Wustmann“, sagte er wie nebenhin. Dann wandte er den Kopf zu dem Studenten. „Und Ihr Vorschlag auch, Genosse Hardekopp.“

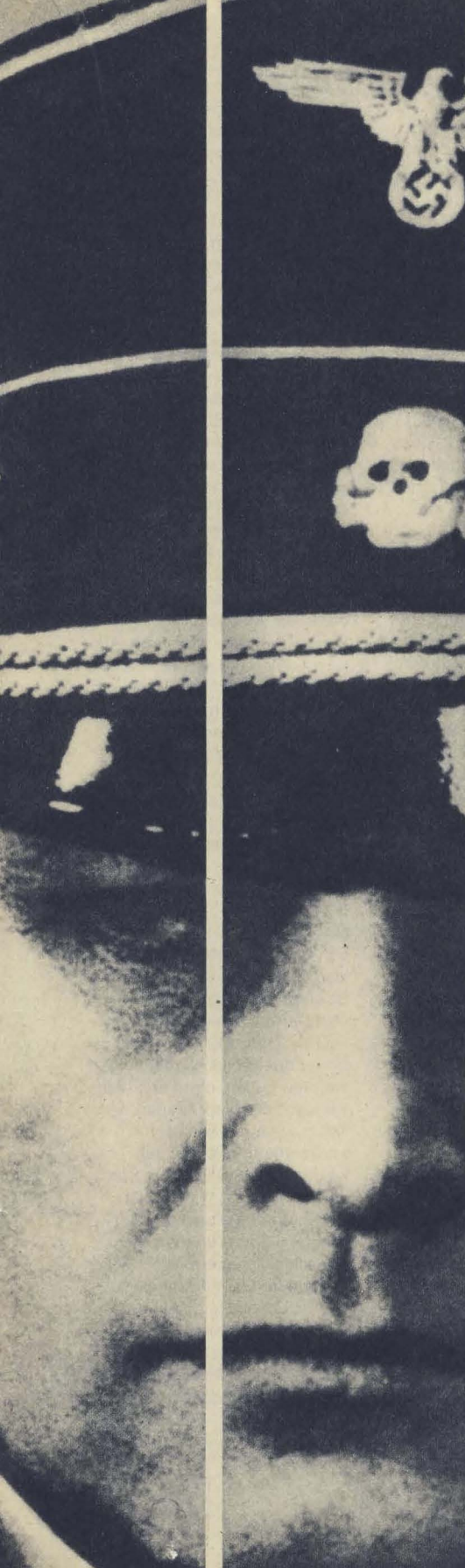
Wer ist Stirlitz?



In der Parteibeurteilung des SS-Standartenführers von Stirlitz, Mitglied der NSDAP seit 1933, im Sicherheitsdienst des Reichssicherheitsamtes engster Mitarbeiter von Schellenberg, dem Chef des Geheimdienstes, stand u. a.: „Arische Abstammung, nordischer Charakter, abgeklärt. Hat gutes Verhältnis zu seinen Arbeitskollegen.

Einwandfreie Pflichterfüllung. Erbarmungslos zu den Feinden des Reiches. Ausgezeichneter Sportler, Tennismeister von Berlin, ledig, keine kompromittierenden Verbindungen. Seine Arbeit wurde mit Auszeichnungen des Führers und Dankschreiben vom Reichsführer SS gewürdigt . . .“

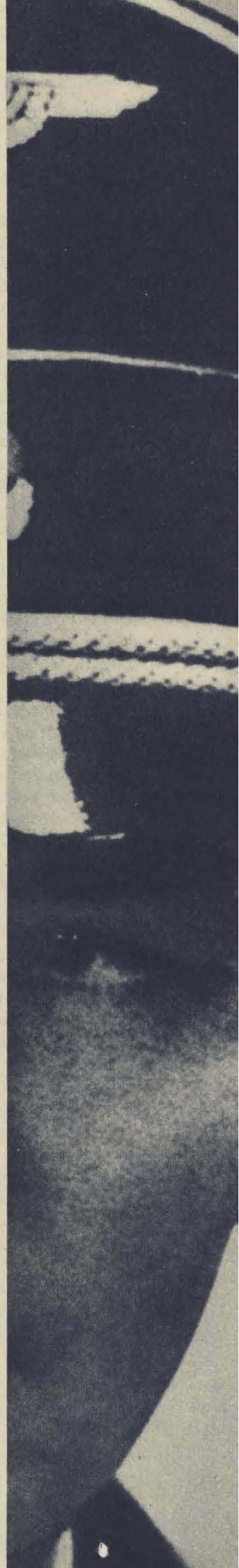
Als Stirlitz an einem Februarabend 1945 seine Wohnung, ein kleines Haus in Babelsberg, betrat, plauderte er zuerst noch ein wenig mit der jungen Haushaltshilfe. Als diese gegangen war, zog er die schweren Vorhänge zu, knipste die Schreibtischlampe an, ging zum Radio, schaltete es ein und hörte Moskau. Eine alte russische Romanze erklang, dann gab der Sprecher eine Vorschau für die nächsten Sendetage mit genauen Zeiten. Stirlitz hörte aufmerksam zu, notierte exakt die Zahlen, denn sie waren für ihn bestimmt. Dann griff er nach einem kleinen Bändchen in seinem Bücherschrank. Es enthielt einen Codeschlüssel. Für wen halten die mich eigentlich in der Zentrale, dachte er, als er den Klartext las: „Unseren Informationen nach sind in Schweden und der Schweiz höhere Offiziere der SS und



SD-Angehörige aufgetaucht, die Kontakt mit den Residenten der Westalliierten suchen. In Bern haben SD-Leute versucht, Kontakte mit Allan Dulles aufzunehmen. Sie müssen unbedingt klären, ob diese Kontaktversuche erstens: Desinformationen oder zweitens: die persönliche Initiative höherer SS-Offiziere oder drittens: Erfüllung von Aufträgen höchster Stellen sind. Wer von der obersten Reichsführung sucht Kontakt mit dem Westen?"

Ja, wie sollte er, Oberst Maxim Maximowitsch Issajew, nur drei seiner höchsten Vorgesetzten so bekannt, diesen neuen Auftrag seines Chefs Alex, Leiter der sowjetischen Abwehr, ausführen? Auch wenn er als SS-Standartenführer Stirlitz seit Jahren an vieles herankam, vieles hörte und zum Chef des Reichssicherheitsamtes Kaltenbrunner und zum Leiter der Gestapo, Müller, guten Kontakt hatte, war das eine schwere Aufgabe. Und er ahnte auch in diesem Moment nicht, daß gerade Kaltenbrunner zu Müller in diesen Tagen sagte: „Ich möchte keinen unbegründeten Verdacht gegen Parteigenossen und Arbeitskollegen äußern. Noch habe ich auch keinerlei Hinweise, und gegen Fehler und Mißerfolge ist keiner in unserer Arbeit gefeit, aber Stirlitz war an ein paar Sachen beteiligt, die mit einem Fiasko endeten. Stirlitz ist mir sympathisch, und ich erwarte einen präzisen und fundierten Bericht. . .“

Stirlitz wägte alles ab, spielte jede mögliche Variante durch.



Wie kann ich beobachten? Wer handelt? Wer ist die Schlüsselfigur? Und dann kam er zu dem Schluß: Himmler ist der Auftraggeber für diese Verhandlungen. Doch wie komme ich zur Bestätigung dieser Vermutung? Was kann ich tun, ohne mich verdächtig zu machen, um selbst bei dieser Aktion beteiligt zu sein? Wie komme ich an den Ort des Geschehens? Wie erfahre ich alle Details von dem Gespräch, das General Wolff mit Allan Dulles in Bern führen will? Aber da ist doch dieser Pastor Schlag, den sie verhaftet hatten und wieder freiließen, ein überzeugter Antifaschist mit starken Verbindungen zum Ausland. Jetzt wollen sie ihn als Lockvogel und Deckfigur in dieser Aktion verwenden. Gut, das ließe sich machen. Mit ihm könnte man zusammenarbeiten. Aber ich brauche noch jemand. Nicht irgendeinen, ging es Stirlitz durch den Kopf. Wie wäre es mit Prof. Pleischner? Eine andere Sache bewegte Stirlitz: Erwin und Käthe, seine engsten und vertrautesten Mitarbeiter, die das Funkgerät bedienen. Die Luftangriffe auf Berlin verstärkten sich von Tag zu Tag. Als er zu Käthe und Erwin wollte, war die Straße völlig zerstört. Das Haus, in dem sie wohnten, war nur noch ein Trümmerhaufen. Was ist aus ihnen geworden? Sind sie umgekommen? Wo kann ich sie finden? Käthe war hochschwanger. Es ist alles aus, dachte er, vollkommen müde und erschöpft. Doch er mußte sie finden. Aus dem verschütteten Keller war Käthe in ein Entbindungsheim gebracht worden. Und während der Geburt schrie sie vor Schmerzen: „Mamotschka, helf mir doch!“ Schmerzenslaute, russische Worte. Da sagte die Hebamme: „Eine Russin. Aber im Ausweis steht ein deutscher Name. Wir müssen die Gestapo anrufen!“ Die Todesmühle setzte sich in Be-

wegung. Gestapobeamte gingen im Krankenhaus, als Versicherungsvertreter getarnt, aus und ein. Käthe ahnte nichts von dem drohenden Unheil. Nun sollte sie ins Gestapo-Hauptquartier gebracht werden. Stirlitz erfuhr davon. Er handelte sofort. Er mußte sie auf eigene Faust holen und selbst dem Gestapochef bringen. Unterwegs instruiert er Käthe, versucht eine Taktik für die Verhöre festzulegen. Doch wird Käthe den Verhören standhalten können? Und auch Gestapochef Müller war auf Befehl Kaltenbrunners in Sachen Stirlitz nicht untätig. Nun hatte er mehrere Trümpe in der Hand. Stirlitz bekam davon Wind, wußte aber nicht, was Müller gegen ihn verwenden wollte. So ging er selbst in die Höhle des Löwen. Müller war überrascht. Schnell fing er sich und sagte: „Ich habe eine Überraschung für Sie, kommen Sie.“ Müller ging mit ihm in einen Keller und zeigte ihm eine düstere Zelle: „Na, Stirlitz, überlegen Sie mal, wo wir Ihre Fingerabdrücke gefunden haben? Ausgerechnet auf dem Koffer der russischen Funkerin. Ja, und was meinen Sie zu dem Chiffre von Professor Pleischner? So, nun lasse ich Sie allein, überlegen Sie gut!“ Das ist das Ende, dachte Stirlitz. Doch nur jetzt nicht aufgeben. Fieberhaft überlegte er. Gut, daß sie mir Zeit gelassen haben. Jetzt hatte er die Lösung. Es gab sogar nachprüfbare Alibis, um den Kopf aus der schon geknüpften Schlinge zu ziehen. . .

Endlich hatte Stirlitz wieder freie Hand. An einem März-morgen 1945 raste er mit seinem Wagen auf die deutsch-schweizerische Grenze zu. Er mußte nun an Ort und Stelle handeln. Es ging um das Protokoll des Gesprächs von Wolff mit Dulles. Tage später traf er seinen Verbindungsmann. Er übergab ihm das Material. Oberst Issajew hatte seinen Auftrag erfüllt. . . W. Tichonow verkörpert diesen Mann Issajew-Stirlitz einprägsam und glaubwürdig, bemüht, dieser Gestalt jene Züge zu geben, wie sie den sowjetischen Kundschaftern, z. B. Richard Sorge, eigen sind. Er selbst sagte zu seiner Rolle: „Ich verneige mich vor Leuten mit diesem erstaunlichen Beruf, vor ihrem Mut, ihrer seelischen Stärke, ihrem Patriotismus. Als ich mich an die Arbeit machte, entsann ich mich der Buch- und Filmagenten, die äußerst effektiv aus dem um sie gezogenen Netz ausbrachen und elegant und souverän ihre Verfolger abhängten. So konnte man Stirlitz nicht darstellen. Es fiel mir schwer, in seine Haut zu kriechen. Erst einmal mußte ich gehen lernen – mit dem federnden Schritt der Militärs. Schließlich ist Issajew ja Oberst der sowjetischen Aufklärung. Und in der Hitlerhöhle ist er der SS-Standartenführer. Dann probte ich die stramme Haltung, den Blick. Trotzdem durfte das Menschliche nicht verloren gehen, denn auch ein Kundschafter liebt, trauert und kennt auch die Furcht. Ich konzentrierte mich darauf, keinen Agenten üblicher Sorte zu spielen. . .“ In der Woche einmal – 12 Wochen lang – werden die Fernsehzuschauer diesem Mann begegnen. Der Filmserie „17 Augenblicke des Frühlings“ liegen reale historische Fakten zugrunde, die von sowjetischen Filmschöpfern packend rekonstruiert wurden.

Heinz Müller

**Feuerdienst
ist
Schwerarbeit**





Gerd UND Gerda

DER GRUPPENFÜHRER

Sie marschieren aus der Kaserne. Neben Gerd marschiert Kubus. Ein beliebter Mann. Kybernetiker. Der jeden Tag mindestens einen halben Liter Schweiß verliert. Und trotzdem nicht geschickter und schneller wird. „Das kommt noch“, sagt Kubus immer. Mit verlegenem Lächeln, aber voller Überzeugung. Gerd glaubt daran, wie Kubus selber. Aber andere nicht. Sie spötteln. Was Kubus nicht übelnimmt. Aber auch der Gruppenführer glaubt nicht daran. Unteroffizier Mai ist jung und streng und mißtrauisch. Ein paar Jahre jünger als Kubus. Auch jünger als Gerd. Und er ist die militärische Exaktheit in Person. Er marschiert und bewegt sich wie ein Bild aus der Vorschrift. Gerd marschiert hinter ihm und kann jede seiner Bewegungen studieren. Er sieht das helle Haar Mais unter der Mütze. Er weiß, daß Mai ein rundes Gesicht hat und Sommersprossen. Ein lustiges Gesicht. Aber Gerd hat es noch nie

lachen sehen. Ob der Unteroffizier sich nicht traut, in Gegenwart der Soldaten aus sich herauszugehen? Mai trägt die Schützenschnur. Auf der Sturmbahn ist er nicht zu schlagen. Aber er ist ungeduldig. Was er sagt, klingt oft nach Vorwurf. Als wären sie alle selber daran schuld, daß sie noch nicht so gut sind wie er.

Der Zug schwenkt ein. Sie marschieren in Richtung Sturmbahn. Rechts liegen die Holzhäuser der Wohnsiedlung. Freundlich, Wäsche auf den Leinen, viel Kinderwäsche. Holzschober stehen dabei. Gardinen wehen aus offenen Fenstern. Radiomusik ist zu hören. Kinderstimmen. Gerd sieht eine junge Frau an einem Fenster. Er denkt an Gerda. Gerda! „Augen gerade aus!“ kommandiert Mai. Der sich gar nicht nach ihnen umgesehen hat. Alle Köpfe rucken nach vorn.

Von Mai wissen sie außer dem Namen noch nicht viel. Er ist ein paar Tage vor ihnen im Gumbiner Regiment eingetroffen. Von der Unteroffizierschule. Die er mit Auszeichnung abgeschlossen hat.

Das ist Gerd zu wenig. Menschen, mit denen er zu tun hat, möchte er kennen. Dazu reicht das alles nicht aus. Noch nicht. Auch Mais lustiges Gesicht nicht. Denn es lacht nicht. Es ist zu.

Zu wie die Kaserne von innen. Gleichmäßig und verschlossen wie die grauverputzte Kasernenmauer wirkt. Aber warum? Hat er Angst vor ihnen? Ist er noch zu unsicher?

Die Soldaten der mot. Schützengruppe untereinander kennen sich schon gut. Wie man sich nach zehn Tagen kennt. In denen man zusam-



men das Marschieren lernt. An der Sturmbahn übt und sich hilft. Die Steifheit verliert und sich an die Uniform gewöhnt. Zusammen schwitzt. Das erste Heimweh übersteht. Auf Post von zu Hause wartet und sie dem Diensthabenden fast aus den Händen reißt. Sie wissen, wer schnarcht. Wer sich die Füße nicht gründlich wäscht. Wer ein Bandmaß mitgebracht hat. Sie halten schon zusammen. Sagen sich schon die Meinung. Denn für längere Zeit gehören sie zusammen. Auch die beiden gehören dazu, die mit schulterlangem Haar und stark angetrunken in Gumbin eintrafen. Die als erste Räumlichkeit der Kaserne die Arrestzelle kennenlernten. Und als zweite, nach der völligen Ernüchterung, die Friseurstube. Sie unterscheiden sich von den anderen nur noch durch den Haarschnitt. Er ist besonders kurz. Aber auch daran haben sie sich schon gewöhnt. Denn das ist hier nicht wichtig. In der Kaserne kommt es auf andere Qualitäten an. Sie erreichen die Sturmbahn. Kubus schwitzt jetzt schon. Unteroffizier Mai vertritt heute den Zugführer. Das macht ihn noch ernster als sonst. Er teilt den Gruppen die Abschnitte zu, an denen sie zu üben haben. Dann führt er seine Gruppe zum Kriechhindernis.

Als erste starten Gerd und Kubus. Gerd steht bereits wieder am Ausgangspunkt, da ist sein Nachbar noch nicht über die Mitte der Strecke hinaus. Kubus hat noch zu wenig abgenommen. Vor allem hinten. Das kommt noch. Mai steht neben dem Soldaten. Die Hände auf dem Rücken. Gibt Ratschläge und manchen Vorwurf. Aber Kubus wird nicht schneller. An der Eskaladierwand gibt es noch mehr Anlaß zu Ärger und Vorwurf. Nur Gerd und zwei andere Soldaten schaffen die Wand auf Anhieb. Als letzte kommen die beiden mit den breiten kahlen Streifen über den Ohren, wo die Kopfhaut noch komisch bleich ist. Ihre Stiefel knallen gegen die Bretter. Das ist alles. Sie halten sich nicht, gleiten zurück.

„Hampelmänner!“ ruft Mai. „Hampelmänner!“ Er springt die Wand an, aus dem Stand, seitwärts. Für Bruchteile von Sekunden klebt er an den Brettern wie verwachsen mit ihnen. Dann schwingt er sich hinüber. Und braucht nicht mal den linken Arm dazu.

„Verdammt“, denkt Gerd, „das kann er. Klasse! Muß ich üben. Muß ich ihm nachmachen.“ Mai tritt hinter der Wand hervor. Die Spur eines Lächelns in den Augen. Oder ist es nur der Stolz, der sie heller macht? „So macht man das“, sagt er. „so!“

„Haben Sie das auf Anhieb gekonnt? So?“ fragt Gerd. „Was hat das damit zu tun!“ Mai wendet sich der Wand zu. Dreht sich aber plötzlich noch einmal um.

„Es sind immer die Gleichen“, sagt er, „die's nicht schaffen. Vielleicht nicht schaffen wollen.“

Gerd UND Gerda



Wie Mehlsäcke hängen sie daran. Die Langhaarigen! Die mit der Alkoholfahne in die Kaserne marschieren.“

„Was hat das damit zu tun!“ fragt Gerd verwundert. „Das ist doch erledigt.“ Er blickt Mai in die blauen Augen. Die huschen über sein Gesicht. Dann flüchtig über einige andere. Und Gerd fügt hinzu: „Vorbei! Seit zehn Tagen schon. Genosse Unteroffizier. Und das da – an der Wand. Ich meine, das kann uns jeder vormachen. Hundertmal. Wie er da drüberhechtet. Und wir lernen's doch nicht. Vom Zugucken. Das ist...“

„Aus!“ befiehlt Mai. Gerd erschrickt. Die Augen des Unteroffiziers haben sich gefangen. Sie blicken Gerd an. Schmal und streng. „Schweigen Sie!“

„Aber ich wollte doch nur...“

„Diskutieren Sie nicht!“ Gerd will heftig antworten. Da spürt er einen Stoß in den Rücken. Blickt sich um. Kubus schüttelt warnend den Kopf. Gerd beißt die Zähne zusammen. Er springt an die Wand. Tun muß er was. Wenn er sich schon die Antwort zwischen den Zähnen zerbeißt. Er springt die Wand an. Aus dem Stand. Seitwärts. Wie Mai klebt er ein paar Augenblicke an den Brettern. Dann schwingt er sich hinüber. Ohne den linken Arm zu gebrauchen. Na warte, Mai, dir werd' ich's zeigen.

Er tritt wieder zur Gruppe, und Mai sagt: „Wir sprechen uns noch!“

Der Diensthabende gibt Post aus. Gerdas dritter Brief trifft ein. Sie schreibt wie sie spricht. In Satzschlangen. Und er hört beim Lesen immer ihre Stimme. Und sieht ihr Gesicht. Sieht sie ganz. Wie sie in der Wiese lagen. Und in Gerdas Zimmer in den letzten Nächten vor seiner Abfahrt.

Gerdas Enttäuschung sieht er wieder. Als er ihr morgens sagte: „Ich arbeite mit. Bis der Ofen fertig ist.“ Das tut ihm manchmal leid jetzt. Denn vier Tage Zeit hatten sie nicht mehr füreinander. Gerdas Singegruppe sang bei der Ofenübergabe. Während der Auszeichnung. Zum Betriebsfest am dreißigsten April. Und am ersten Mai auf allen Freilichtbühnen der Stadt. Auch ihr Lied. Ein Tag und zwei Nächte waren ihnen geblieben. In denen sie fast gar nicht schliefen. Pläne machten. Sich liebten. Ihre Schwüre wiederholten. „Dat du min Levsten büst.“ Der achte Schornstein des Stahlwerkes rauchte wieder, als Gerd aus der Stadt fuhr. Während der letzten zehn Minuten des Abschieds schwieg Gerda. Blickte ihm nur ins Gesicht. Als wollte sie sich jede Einzelheit einprägen. Gerda schwieg als hätte sie die Sprache verloren.

„Soldat Pöhl sofort zum Zugführer!“ Gerd blickte auf. Es dauert ein paar Sekunden ehe er in Gumbin ist. Er faltet den Brief im Gehen zusammen. Zum Zugführer? Mais Worte vom Vormittag fallen ihm plötzlich ein: „Wir sprechen uns noch!“

So ist es. Mai sitzt bei Leutnant Schrader. Die beiden unterscheiden sich nicht nur vom Dienstgrad her. Der Leutnant ist ruhiger, geduldiger. Mit ihm kann man reden, meint Gerd.

„Genosse Soldat“, sagt Schrader, „Sie wissen doch, daß während der Ausbildung und über Befehle nicht diskutiert wird.“

„Wieso? Ich...“

„Sie haben sich zum Sprecher gemacht. Und das für Leute wie Meinicke und Wellner.“

„Meinicke und Wellner sind nicht besser und nicht schlechter als die andern.“

„Haben Sie vergessen, wie die beiden hier ankamen?“

Gerd spürt Ärger in sich hochkriechen. „Wir haben einen in der Brigade, Genosse Leutnant, der hat gegessen. Dann kam die Amnestie. Wenn wir ein einziges Mal...“

„Stop!“ sagt der Leutnant, „wir sind in der Armee. Und um Ihren Kollegen geht's auch gar nicht. Sondern um die Autorität Ihres Gruppenführers. Und die untergraben Sie, wenn Sie ihn so angreifen wie heute morgen an der Sturmbahn.“

„Angreifen? Ich ihn? Er wird doch wohl 'ne Meinung vertragen. Und Autorität? Hat er noch gar keine.“

„Und es geht um die Disziplin in der Gruppe.“

„Und er?“ fragt Gerd, „kann Ausschuß reden! Er soll sich solchen Stuß verkneifen. Das ist auch Disziplin.“

„Sie versteh'n mich nicht. Weil Sie das Wesen der militärischen Disziplin noch nicht verstanden haben.“

„Soso. Und wie sieht das aus! Dieses Wesen? Strammstehen und Maulhalten?“

„Wer sagt das!“ Der Leutnant springt auf, stützt sich auf den Schreibtisch. „Wer sagt das?“ wiederholt er ruhiger. „Statt uns zu helfen, fallen Sie uns in den Rücken. Sie, ein Arbeiter, Stahlwerker.“

„Ja, Arbeiter, Stahlwerker. Und? Werfen Sie mir das vor? Das ist doch...“ Plötzlich ist es, als spürt Gerd den Rippenstoß wieder, den Kubus ihm am Vormittag vor der Eskaladierwand gab. Er beißt sich auf die Zähne und spricht ruhiger weiter: „Ohne Disziplin hätten wir den Plan nie erfüllt. Wäre am Ofen acht kein Weltrekord rausgekommen, Genosse Leutnant.“

„Die militärische Disziplin, Soldat Pöhl“, erklärt Schrader und setzt sich wieder, „unterscheidet sich von jeder anderen. Auch von Ihrer Arbeitsdisziplin.“

„Ich seh' da noch nicht ganz durch. Wahrscheinlich. Ob ich das überhaupt mal verstehe? Helfen wollte ich. Und Unteroffizier Mai? Macht Autoritätsbeleidigung draus.“

Keiner sagt etwas. Gerd blickt zu Mai, der bisher kein Wort gesagt hat. Dann fragt er den Leutnant: „Darf ich noch was sagen?“ Schrader nickt. „Hinter meinem Kreuz versteckt sich keiner. Zum Sprecher machen lass' ich mich nicht. Aber woher sollen Sie das wissen. Bin ja erst 10 Tage hier. Und Disziplin. Das ist doch nicht bloß strammstehen. Und richtig grüßen. Und so. Disziplin ist doch mehr. Na, ich will keinen Vortrag halten.“

„Vernünftig“, sagt Mai. Sein erstes Wort. „Dazu sind Versammlungen da.“

„Da werd' ich nicht zu überhören sein“, sagt Gerd, „auf der nächsten FDJ-Versammlung.“

„Noch etwas?“ fragt Schrader. In seinen Augen erkennt Gerd Nachdenklichkeit. Gerd schüttelt den Kopf, will schon gehen, da fällt ihm doch noch etwas ein. Er zeigt auf Mai und sagt: „Warum spricht er nicht mit mir drüber? Hat er Angst vor mir? Versteckt sich hinter Ihrem Kreuz, Genosse Leutnant. Wer bin ich denn! Doch nicht sein Gegner. Darf ich gehen?“

Schrader nickt. Er scheint noch nachdenklicher. Gerd verläßt das Zimmer.

Er nimmt den Brief von Gerda aus der Tasche. Er hat ihn vorhin nicht zu Ende gelesen. Hinter ihm öffnet sich Schraders Tür. Mai kommt heraus. Gruppenführer! Wenn Gerd da an seinen Brigadier denkt. Oder an den Meister. An den Meister – Vater. Und dann Mai. Tut, als ob er fertig ist. Der muß erst ein Gruppenführer werden.

Im Gehen fängt Gerd zu lesen an. Gerda. Hab' dir viel zu erzählen. Auch das von diesem Mai. Er betritt das Zimmer, die Tür knallt ins Schloß. Kubus, der jeden freien Augenblick zum Schlafen nutzt, springt von seinem Bett und ruft: „Zu Befehl!“

Das Lachen der anderen macht ihn völlig munter



Medaillen eines Krieges



1

Der Heldenmut des Sowjetvolkes und seiner Streitkräfte gegen die Hitlerfaschisten fand nicht nur in der Literatur oder der darstellenden und monumentalen Kunst seinen Ausdruck, sondern auch in geprägtem Metall – Medaillen, die bedeutungsvollen Daten des Großen Vaterländischen Krieges gewidmet sind. Am 10. Oktober 1941 wurde vom faschistischen Oberkommando bereits befohlen, in welchen Kasernen und Gebäuden die

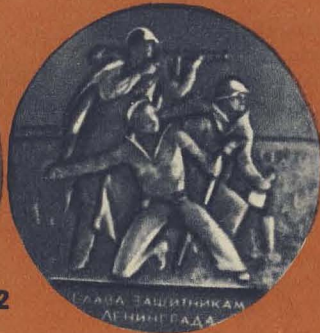
Kriegsverlauf aus.

So nimmt die 1966 zum 25. Jahrestag der Schlacht bei Moskau gestiftete Gedenkmedaille (1) einen besonderen Platz ein.

„Heldenstadt Leningrad“ steht auf einer Medaille, die der Verteidigung Leningrads gewidmet ist (2). Zwar gelang es den Faschisten nicht, die Stadt an der Newa einzunehmen, aber sie war vom Land her eingeschlossen. Damit begann die helden-



2



Hitlertruppen in Moskau und Umgebung unterzubringen wären. Und Propagandaminister Goebbels wies alle Berliner Zeitungen an, am 12. Oktober Raum für eine Sondermeldung über den Fall Moskaus frei zu lassen. Doch der erste Angriff auf Moskau brach zusammen. Die Faschisten bereiteten eine „Generaloffensive“ vor. Dabei erschöpften sie alle ihre Möglichkeiten, erlitten ungeheure Verluste und verbrauchten ihre Reserven. Diese Niederlage bei Moskau wirkte sich auf den ganzen

hafte Verteidigung Leningrads, die über 900 Tage dauerte. Trotz Hunger und Entbehrungen, trotz der unaufhörlichen Luftangriffe und des Artilleriebeschusses wichen weder Rotarmisten noch die vom ganzen Sowjetvolk unterstützten Einwohner jener Stadt, von der die Große Sozialistische Oktoberrevolution ausging.

Im Süden drangen die deutschen Truppen indes weiter vor. Mit der heroischen Verteidigung Odessas band die zahlenmäßig kleine Küsten-



3





4



armee, aktiv unterstützt von der Schwarzmeerflotte und der Bevölkerung 18 feindliche Divisionen und schwächte sie erheblich. Den erbitterten Kämpfen vom 10. August bis zum 16. Oktober ist eine weitere Medaille (3) gewidmet.

Eine der ersten Medaillen war die zum 25. Jahrestag der Smolensker Schlacht (4). Die sowjetischen Truppen zerschlugen die Hauptstoßkräfte der Hitlertruppen und hielten sie zweieinhalb Monate

durch den Einsatz starker Stoßtruppen die strategische Initiative wieder an sich zu reißen und eine Änderung des Kräfteverhältnisses an der sowjetisch-deutschen Front zu erreichen (5).

Großen Anteil an der Zerschlagung der Hitlerfaschisten hatten die sowjetischen Partisanen. Eine Gedenkmedaille ist dem 25. Jahrestag der Partisanenbewegung im Brjansker Gebiet gewidmet (6). Die Vorderseite zeigt auf dem Umriß des



5



im Smolensker Gebiet auf. Das schuf die Möglichkeit, in der Moskauer Richtung eine tief gestaffelte Verteidigung vorzubereiten. In den Kämpfen bei Smolensk wurde die sowjetische Garde geboren. Von kriegsentscheidender Bedeutung war die Schlacht bei Kursk 1943. Hier wurde der endgültige Umschwung im Verlauf des Großen Vaterländischen Krieges und damit auch des zweiten Weltkrieges vollzogen. In dieser Schlacht scheiterten die letzten Versuche der deutschen Militaristen

Brjansker Gebiets den Leninorden, den der Bezirk verliehen bekam. Rundherum ist die Aufschrift zu lesen: „Brjansker Partisanengebiet“. Auf der Rückseite ist das Wappen der Stadt Brjansk mit ineinander verflochtenem Lorbeer und Eichenzweigen zu erkennen.

Mit diesen Medaillen soll der toten und der lebenden Helden gedacht werden, die ihr Land und die Welt von der faschistischen Barbarei befreiten.

W. M.



6



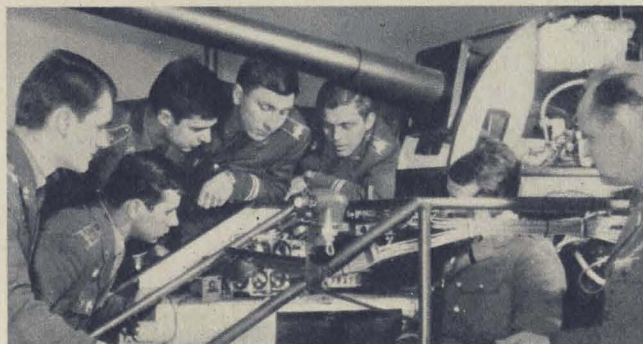


**Czepel
D-566**



Ausbildung am Tankett

Offiziersschüler der OHS der mechanisierten Truppen der Polnischen Armee lernen den mittleren Panzer am Schnittmodell, dem Tankett, kennen. Diese mit neuester Technik ausgestattete Lehranstalt der polnischen Streitkräfte ist die älteste im Land.



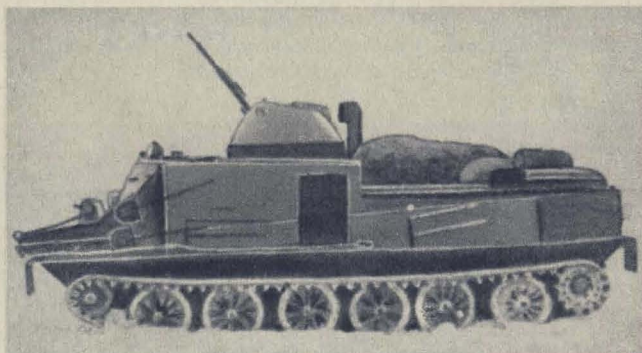
Schon zur Zeit des Kampfes gegen die faschistischen Okkupanten bildete sie 4000 Offiziere heran. Heute ist jeder vierte polnische Offizier Hochschulabsolvent.

Schwimm-SPW TOPAS-2 AP

Volkspolen und die ČSSR produzieren seit geraumer Zeit das schwimmfähige Gleisketten-Gefechtsfahrzeug für mot. Schützen TOPAS-2 AP. Das Fahrzeug ist aus dem OT-62 entstanden. Es besitzt eine Kaltstartanlage für den Motor, eine Heizung sowie eine Filterventilationsanlage für den Kampfraum und Infrarotgeräte. Die Bewaffnung besteht

aus einem MG 14,5 mm sowie aus einem 7,62-mm-MG im Turm. Die Masse des TOPAS beträgt 16,4 t. Weitere Daten:

Länge 7000 mm; Breite 3225 mm; Höhe 2725 mm. Eine zweite Version kann zwei Gruppen 82-mm-Granatwerfer aufnehmen.





Guten Tag, Herr Abgeordneter...

...sagt zu ihm keiner. Gewöhnlich heißt's schlicht und einfach: „'n Tach, Kurt!“ Warum sollte es auch anders sein? Mit Herr und so redet man auf dem Dorf meistens nur einen Fremden an. Oder einen, mit dem man nicht so recht wam werden kann. Aber so einer ist Kurt Tresemer nicht. Daß er neu im Dorf wäre, kann man ja nun wirklich nicht behaupten. „Den kenn'n wir schon, da war er noch Fourier in unserer Grenzkompagnie“, erzählen die Älteren. Das „noch“ liegt über 20 Jahre zurück. Bevor Kurt Tresemer damals hierher kam,

hatte er schon drei Jahre als Posten in einem anderen Abschnitt „direkt draußen an der Grenze“ hinter sich. Zwei war er dann hier, wurde versetzt, kam aber 61 wieder zurück. Tja, das reicht ja wohl, um in dem Ort mit seinem guten Vierteltausend Einwohnern bekannt zu sein wie 'n bunter Hund. Gewöhnlich braucht man in so einem Dorf gar nicht so lange, um 'rauszukriegen, was für einer einer ist. Ob er beim Grüßen 's Maul richtig aufkriegt, ob man mit ihm auch mal über was anderes als bloß übers Wetter quasseln kann, ob er seinen Garten in



Schuß hält oder lieber in der Kneipe sitzt, ob er beim Nachbarn auch mal mit zupackt – so was spricht sich schnell rum. Und dann sagt man zu ihm eben du – oder auch Sie.

Zu Tresemer sagt man in der Kompanie Sie und Genosse Stabsfeldwebel, weil's die Vorschriften so verlangen. Aber im Dorf heißt es du und Kurt. Weil man schon lange gemerkt hat, „daß alles Hand und Fuß hat, was er anpackt“.

Man kennt ihn als einen, der nicht bloß schön redet. „Mit Worten allein kann man nichts verändern“, sagt er immer. Man weiß, er ist in der SED.

1966 wurde er zum ersten Mal in die Gemeindevertretung gewählt. Daß einer von ihren Grenzern da eigentlich mit drin sein müßte, war im Dorf klar. Und daß Kurt Tresemer dafür richtig sei, darüber war man sich schnell einig. Da er als Hauptfeldwebel nun so was wie ein Fachmann auf diesem Gebiet ist, kam er als erstes in die Kommission für Handel und Versorgung.

Da ist er heute auch noch. Aber 1970 kam dazu: Vorsitzender der Kommission Ordnung und Sicherheit plus (ehrenamtlicher) Sekretär des Rates der Ge-

meinde. Außerdem ist er im Verkaufsstellenausschuß, im Elternaktiv und von der Kompanie aus auch noch verantwortlich für die Betreuung der Patenklasse.

Da hat er sich aber einen ganz schönen Packen aufgeladen. Der beweist allerdings auf der anderen Seite, wie genau man Kurt Tresemer im Ort kennt. „Ich kann immer schlecht nein sagen“, gesteht er. Und das hatte man nämlich bald raus. Ebenso, warum er nicht nein sagen kann. „Man ist ja auch daran interessiert, daß es vorwärts geht.“

Na, wer so denkt, zu dem sagt man doch du. Den kann man auch getrost wählen. Und der muß es sich auch gefallen lassen, daß man hernach über ihn redet. Etwa so: „Er hat seine Nase überall mang. Und wo's eben mal nicht so läuft, da hakt er inn.“

Zum Einhaken gab's und gibt's für Kurt Tresemer in seinem Dorf immer was Neues. Da sprachen ihn zum Beispiel zwei Genossenschaftsbäuerinnen auf der Straße an. „Du, hör mal, Kurt“, meinten sie, „das dauert im Konsum ja manchmal eine halbe Ewigkeit, bevor man so drankommt. Läßt sich da nicht was machen?“

Kurt Tresemer machte was. Er sprach mit den beiden Verkäuferinnen. Seitdem hängt im Hausingang zur Verkaufsstelle ein Briefkasten. Früh, wenn die Frauen auf den Acker fahren oder in den Stall gehen, stecken sie da ihren Wunschezettel rein. Ihre Taschen stellen sie in den Hausflur. Mittags brauchen sie ihre Bestellung nur noch abzuholen und zu bezahlen. Da sind mittlerweile Stunden zusammengekommen, die so für die Hausarbeit, für die Kinder oder für die Freizeit gewonnen wurden.

Überhaupt, was da für manchen auf den ersten Blick nach Kleinigkeit aussieht, für die Einwohner des Dorfes ist oder war es oft ein Problem. Ein Problem, mit dem sie auch abends zu Kurt Tresemer in die Wohnung gehen. Über das er und seine Abgeordneten-Kollegen sich die Köpfe zerbrechen. Zu dem sie Beschlüsse fassen, Schreiben aufsetzen, mit dem Kreis verhandeln. Das kostet Kraft und Nerven.

Aber eines Tages ist das Problem dann keins mehr. Dann braucht niemand mehr erst in die Stadt

zu fahren, wenn er zum Frisör muß. Und dann ist die Annahmestelle des Dienstleistungsbetriebes eingerichtet. Die Heißmangel in Betrieb. Die Annahmestelle für Propangas eröffnet.

Kleinigkeiten hin, Kleinigkeiten her. Für Kurt Tresemer sind es jedenfalls keine. Weil er nämlich meint, daß das, was der VIII. Parteitag beschloß, auch in seinem Dorf sein muß. Und man sagt, er nimmt seine Aufgaben da sehr, sehr ernst. So ernst, daß er „manchmal bald die Wand hochgeht“. Gleichgültigkeit und Bürokratie bringen ihn auf die Palme.

„Kurt Tresemer ist gewissenhaft und wendig“, wird erzählt. Einigen ist er auch ein bißchen zu wendig. Bei ihm ginge es immer nur schnell, schnell, schnell, klagen sie. Aber das hinge wohl auch ein wenig mit seinem Dienst in der Kompanie zusammen.

Naja, als Hauptfeldwebel des Dorfes fühle er sich zwar nicht gerade. „Aber, wo ich eine Unordnung feststelle, sei es nun in der Kompanie oder im Dorf, da bin ich am Mann.“

Und eines gibt ihm da recht: Schaden hatte noch keiner davon. Im Gegenteil. Solange er sich besinnen kann, hat beispielsweise noch kein Fahrerlaubnisbesitzer aus dem Ort einen Verkehrsunfall verursacht. Das soll auch so bleiben. Darum ist er als Vorsitzender der Kommission Ordnung und Sicherheit auch hinterher, daß die Kraftfahrerschulungen regelmäßig durchgeführt werden. Zweimal im Jahr werden die PKW- und Motorradbesitzer zur technischen Überprüfung ihrer Fahrzeuge eingeladen.

Auch Dorfbegehungen finden statt. Um Bränden vorzubeugen. Und was Kurt Tresemer da an Hinweisen parat hat, wird auch ohne großes Wenn und Aber beherzigt. Warum? „Na, weil er ja erstens recht hat und zweitens sowieso nicht eher Ruhe gibt, bis man's gemacht hat.“

Seit acht Jahren ist Kurt Tresemer nun schon Abgeordneter. Die Arbeit macht ihm Spaß. Allerdings ist es ein Spaß, der ihm manchmal recht sauer wird. Da

sind die wachsenden Anforderungen in der Kompanie. Da ist aber auch die Unterstützung durch den Kreis „nicht immer so rosig“. Und damit ist nicht nur gemeint, daß er schon etwas über die Gebühr auf seinen Škoda wartet. Mehr noch, daß die Kühltruhe für die Verkaufsstelle zwar schon lange versprochen, aber immer noch nicht da ist. Da hat auch er mit seiner Wendigkeit noch nichts ausrichten können. Ebenso wenig wie in Sachen neue Verkaufsstelle.

Trotzdem sagt man im Dorf: „Kurt Tresemer wäre gut als Bürgermeister.“ Doch daraus wird wohl vorläufig nichts werden. Denn er hat sich verpflichtet, weitere zwei Jahre bei den Grenztruppen der DDR zu dienen. Und für diese Zeit wird man ihn noch mit Sie und Genosse Stabsfeldwebel anreden (oder vielleicht auch bald, Genosse Fähnrich?). Aber nur in der Kompanie. Im Dorf wird's weiter heißen: „n Tach, Kurt!“

Oberleutnant K.-H. Melzer



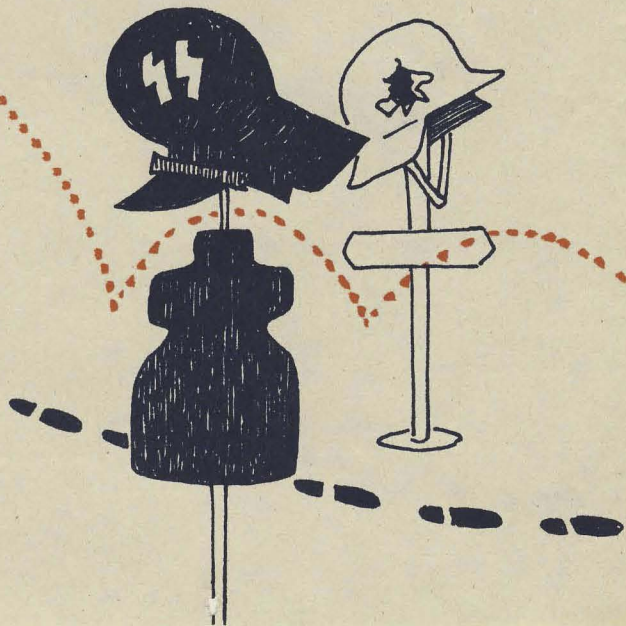
„Warum soll ausgerechnet ich auf meine Dienstjahre verzichten“, mag er sich gesagt haben. Dienstjahre, das sind ja nicht nur Diplome, Orden und Geld. Mit ihnen ist auch ein gewisses Image verbunden. Besonders dann, wenn man sie nicht gerade in der Pförtnerloge der städtischen Gasanstalt oder hinterm Postschalter abgesessen hat. Also schrieb er an die „größte deutsche (?) Soldatenzeitschrift“. Völlig „unabhängig“ und „überparteilich“, wie „Die Bundeswehr“ nun mal so ist, hat sie nämlich eine Spalte für solche Sachen. Dort wurden dann auch für ihn unter den alten Kameraden „Zeugen gesucht“. „Wer kann bestätigen“, hieß es, „daß HptFW Rudolf Prielzel, ehemals schw. Flak-Abt. 616 (1. Batterie), im Oktober 1941 den Verpflichtungsschein als Berufssoldat erhalten hat?“ Oktober 41? Da gab es doch die Bundeswehr noch gar nicht. Stimmt, sie nicht. Aber die faschistische Wehrmacht. Und die setzte damals gerade zum letzten Sprung, auf Moskau an. Die sowjetische Hauptstadt sei „in weitem Bogen einzuschließen“, hatte Hitler befohlen. „Kein russischer Soldat, kein Zivilist, ob Mann, Frau oder Kind“, dürfe die Stadt verlassen. Er habe Vorkehrungen getroffen, um Moskau und seine Umgebung mit

Wasser zu überfluten und „die Metropole des russischen Volkes den Blicken der zivilisierten Welt für immer zu entziehen“. Das also war die Zeit, als Prielzel Berufssoldat wurde. Berufssoldat eben dieser Armee, die die sowjetische Hauptstadt „den Blicken der zivilisierten Welt für immer“ entziehen sollte. Und heute, nachdem die Verträge von Moskau, Warschau, Prag und Berlin abgeschlossen sind, will er das auch noch schwarz auf weiß bestätigt haben. In einer BRD-Zeitung konnte er 1973 sein Anliegen sogar öffentlich vortragen.

Wen wundert's eigentlich? Am allerwenigsten noch den Durchschnitts-Bundesdeutschen. Dem hat man das Wundern in dieser Beziehung gar nicht erst angewöhnt. Bei Adenauer und Strauß nicht. Und auch Brandt und Leber tun nichts dergleichen.

Da wurde eben im vergangenen Jahr z. B. das „Militärjubiläum“ des Generalmajors der Bundeswehr Heinz Guderian in aller Öffentlichkeit gewürdigt. So, als hätte es einen 8. Mai 1945 nie gegeben.

Guderian begann im Jahre der Machtübernahme durch Hitler – wie es in der BRD-Presse hieß – „seine militärische Laufbahn, in der er jetzt auf 40 erfolgreiche Jahre im Staatsdienst



Dienstjahre

zurückblickt“. Das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz (eine der höchsten faschistischen Auszeichnungen) und das Große Verdienstkreuz zum Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland (die höchste BRD-Auszeichnung) zeugten laut Bundeswehrpresse gleichermaßen „von der Tapferkeit des Panzeroffiziers Heinz Guderian und seinen Verdiensten“. Guderian ist heute General der Kampftruppen im Heeresamt.

Auch als 1973 der neue Heeresinspekteur, Generalleutnant Horst Hildebrandt, oder der militärische Beauftragte im Bundeskanzleramt, Brigadegeneral Dr. Hans-Georg Zuber, oder der Amtschef im Marineamt, Konteradmiral Günther Luther, vorge stellt wurden – bei keinem ver gaß die „Bundeswehr“, deren „Frontbewährung“ im faschisti schen Raubkrieg zu unterstreichen

Und das geschieht nicht nur bei den hohen Chargen. Da wäre u. a. der Hauptfeldwebel Günter Ossenbrügge. „1969 holte ihn

der damalige Verteidigungsminister Schmidt in sein Ministerbüro, wo er jetzt für Bundesverteidigungsminister Leber tätig ist.“ Ossenbrügge ist außerdem „Mitglied des Hauptpersonalrates im Bundesverteidigungsministerium“ und stellvertretender Vorsitzender des Bundeswehrverbandes.

Wodurch er sich für diese Ämter hervorgetan hat? „Während des Krieges war er als Kompanietruppführer in Rußland eingesetzt. Er wurde viermal verwundet und erhielt mehrere Tapferkeitsauszeichnungen.“ Und genau das gilt in der Bundeswehr eben als bester Zuverlässigkeitsnachweis – Tapferkeitsauszeichnungen im faschistischen „Rußlandfeldzug“.

Aber auch in der Politik ist's nicht viel anders als beim Militär. In den Kurzbiographien von 20 der 27 Mitglieder des sogenannten Bundestagsausschusses für Verteidigung wird ausdrücklich betont, daß sie „Kriegsteilnehmer“ waren. Auch, wenn sie eben nur einem Panzerjagdkommando der

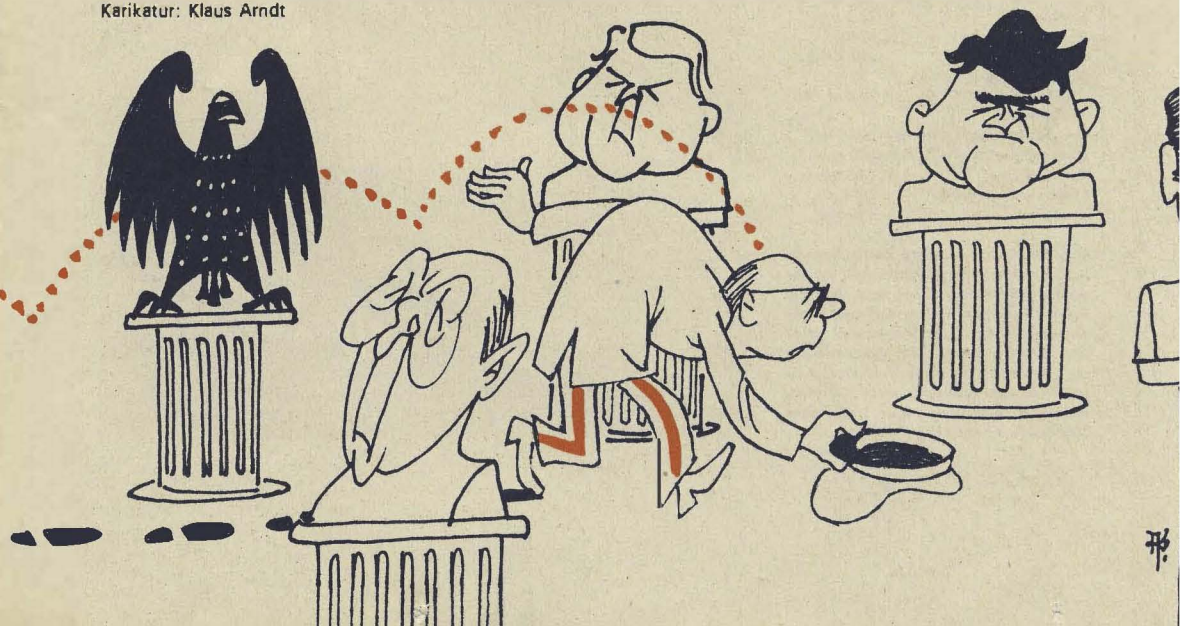
Hitler-Jugend angehörten.

Daß sieben auf diesen Leumund verzichten müssen, hat mehr biologische als politische Gründe. Sechs waren damals einfach nur noch zu jung, und in einem Fall handelt es sich um eine Frau. Und bei all dieser faschistisch-militaristischen Nostalgie soll nun ausgerechnet einer wie der Hauptfeldwebel Prielzel sein Licht unter Scheffel stellen? Schließlich war er schon in der alten Wehrmacht nicht irgendwer, sondern Berufssoldat. Und er ist auch heute nicht irgendwer. Sondern Hauptfeldwebel einer Sicherungskompanie in der Delmenhorster Kaserne der Bundeswehr.

Bliebe noch eine Frage offen: Ehemalige Wehrmachtsangehörige leben bekanntlich auch bei uns. Aber im Postack der Armee-Rundschau, dem Soldatenmagazin der DDR, hat noch keiner Zeugen gesucht, die ihm 35 oder 40 Jahre „im Staatsdienst“ bestätigen sollen. Warum wohl?

Oberleutnant K.-H. Melzer

Karikatur: Klaus Arndt

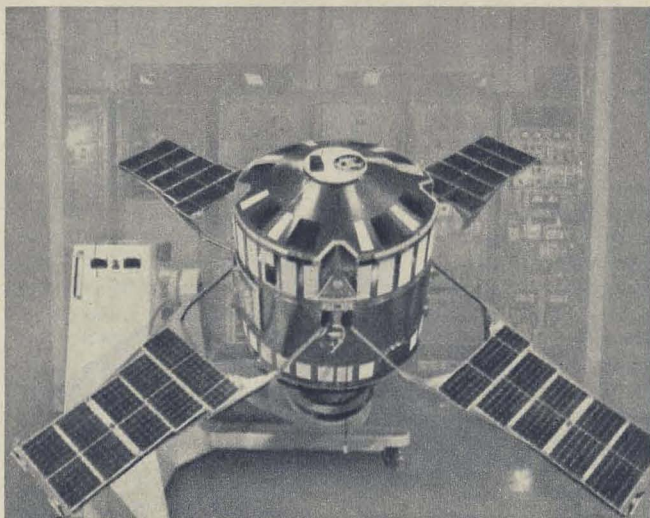


Tournesol (Frankreich)

Technische Daten:

Verwendung	Maßsatellit
Körper-	
durchmesser	0,7 m
Gesamthöhe	1,2 m
Umlaufmasse	96 kg
Instrumentierung	25 kg
Bahndaten	
(gerundete Werte):	
Bahnneigung	46°
Umlaufzeit	96 min
Perigäum	560 km
Apogäum	700 km
erster Start	15. 4. 71
bisher gestartet	1 (Stand: März 74)

Dieser Erdsatellit, der auch die Bezeichnung D-2A trägt, wurde im Auftrage des französischen Raumfahrt-Forschungszentrums CNES von der Firma MATRA gebaut. Er dient unter anderem der Untersuchung der Einflüsse der Sonne auf die irdische Hochatmosphäre und der Bestimmung des Wasserstoffgehaltes dieses Bereiches. Tournesol besitzt ein aktives Lagestabilisierungssystem, das mit Stickstoff-Druckgas arbeitet. Die Energieversorgung erfolgt über 1400 Silizium-Solarzellen, die 56 Watt liefern.

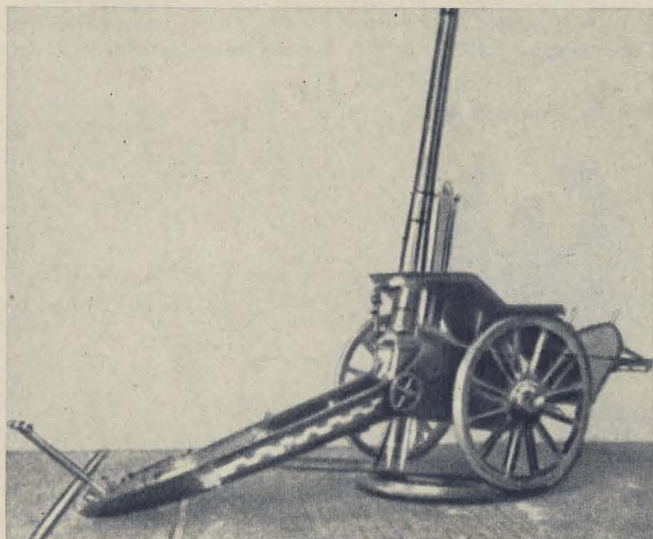


Feldkanone M 30 (1934) (ČSR)

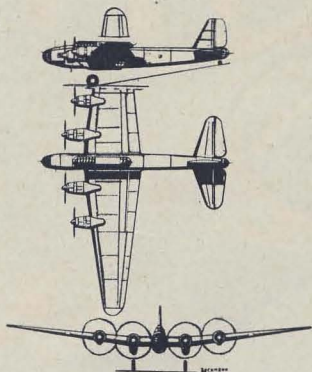
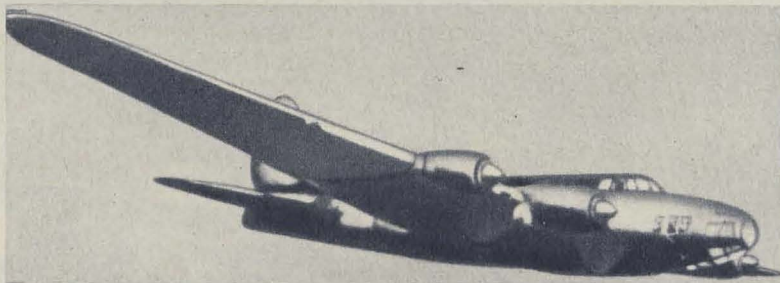
Taktisch-technische Daten:

Kaliber	76,5 mm
Rohrlänge	L/40 (40 Kal.)
Richtbereich	
- Höhe	-8 bis +80°
- Seite	8°
Masse in Feuerstellung	1816 kg
Anfangsgeschwindigkeit	600 m/s
Schußweite	13,5 km
Masse der Granate	8,0 kg
Bedienung	5 Mann

Das bei Škoda gebaute Feldgeschütz (off. Bezeichnung 8-cm-Feldkanone) wurde 1934 eingeführt und in zwei Ausfertigungen, für Motor- und Pferdezug, gebaut. Mit Protzring unter den Rädern sollte die Verwendung als Flak möglich sein. Auf der gleichen Lafette war auch eine 100-mm-Haubitze montiert. Bis 1938 sind 200 Stück ausgeliefert worden.



**Langstrecken-
bomber
Pe-8 (1943)
(UdSSR)**



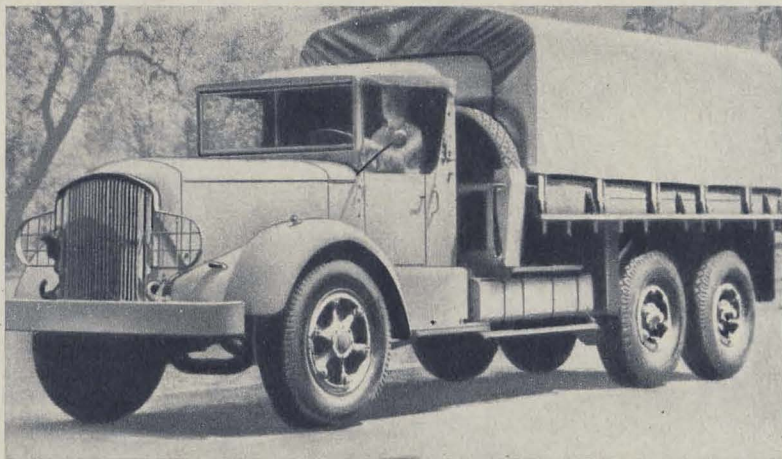
Taktisch-technische Daten:

Spannweite 39,94 m
Länge 22,47 m
Höhe 6,10 m
Startmasse 31 080 kg
Höchstgeschwindigkeit 547 km/h
Gipfelhöhe 8 830 m
Reichweite 4 025 km
Triebwerk 4 Kolbenmotore
A-Sch 82 FN, je 1 850 PS

Bewaffnung 2 × 20-mm-Kanonen,
4 MG 12,7 mm,
2 MG 7,62 mm,
4 000 bis 5 000 kg
Bomben

Der als Langstreckenbomber und Transporter 1936 entwickelte Typ flog zuerst unter der Bezeichnung ANT-42. Das Flugzeug wurde ständig weiterentwickelt und erhielt ab 1940 die Bezeichnung Pe-8 (Petljakow). Die in die Motorgondeln eingebauten Waffenstände waren eine Besonderheit der Pe-8.

**LKW
Mack NR-9
(USA)**



Taktisch-technische Daten:

Masse 9798 kg
Länge 8179 mm
Breite 2116 mm
Höhe 2565 mm
Radstand 5093/1 397 mm

Motor

4-Takt-Diesel, Typ
Mack-Lanova ED,
6 Zylinder/Reihe,
8498 cm³/131 PS
6 × 4
5 Gänge/
Vorgelege

Antriebsformel

Der 10-Mp-LKW wurde als schweres Transportmittel verwendet und in den Ausführungen NR-4 bis NR-14 von 1941 bis 1945 produziert. Das Kfz. ist auch an Kanada, England und an die Sowjetunion geliefert worden.



MESSER NAGEL SCHERE LICHT

Recht geraten.

Trotz des Gleichklangs geht's hier nicht um das, was kleinen Kindern verboten ist. Schließlich sind wir nicht im Kinderzimmer, sondern im Operationssaal. In dem der Chirurgie, genauer gesagt. Und in einem besonderen zudem. Weniger, weil es ein Gefreiter ist, der hier gerade unterm Messer liegt, eher, weil die Damen und Herren im Weiß der Ärzte und Schwestern neben ihren medizinischen Titeln auch noch respektable Dienstgrade tragen und



entsprechend dem Brauch mit Genosse angeredet werden. Womit gesagt ist: Der OP befindet sich in einem Armeelazarett, ganz genau im Zentralen Lazarett der NVA.

Jüngst mit dem Karl-Marx-Orden ausgezeichnet und dieser Tage seinen 20. Ge-

solte, das ZAL hätte den (von manchen Frauen gewünschten) Weg gefunden, wie Männer Babys kriegen können. Doch da es auch weibliche Armeeangehörige gibt und Soldaten mit Familie, haben Gynäkologie und Geburtshilfe durchaus ihre Berechtigung.



burtstag feiernd, ist dies die höchste militärmedizinische Einrichtung unserer Streitkräfte. Und wie es sich für ein Lazarett mit (solchem) Rang und Namen gehört, gibt es hier von der Inneren über die Augen-, Haut- und orthopädischen bis hin zur Frauen- und Kinderklinik mit Geburtenstation so allerhand – woraus nun allerdings keiner ableiten

Ralf-Johannes Heerklotz, mot. Schütze und Gefreiter, macht sich darüber keinen dicken Kopf. Ihn quält ein dicker Hals, genauer gesagt ein degenerierter Schilddrüsenlappen, der ihm beim Sport und bei der Schutzausbildung die Luft nahm. Also muß er 'raus, dieser Lappen. Dazu ist er hergekommen, mit Dienstauftrag und fachärztlicher Über-



Schwester Thea

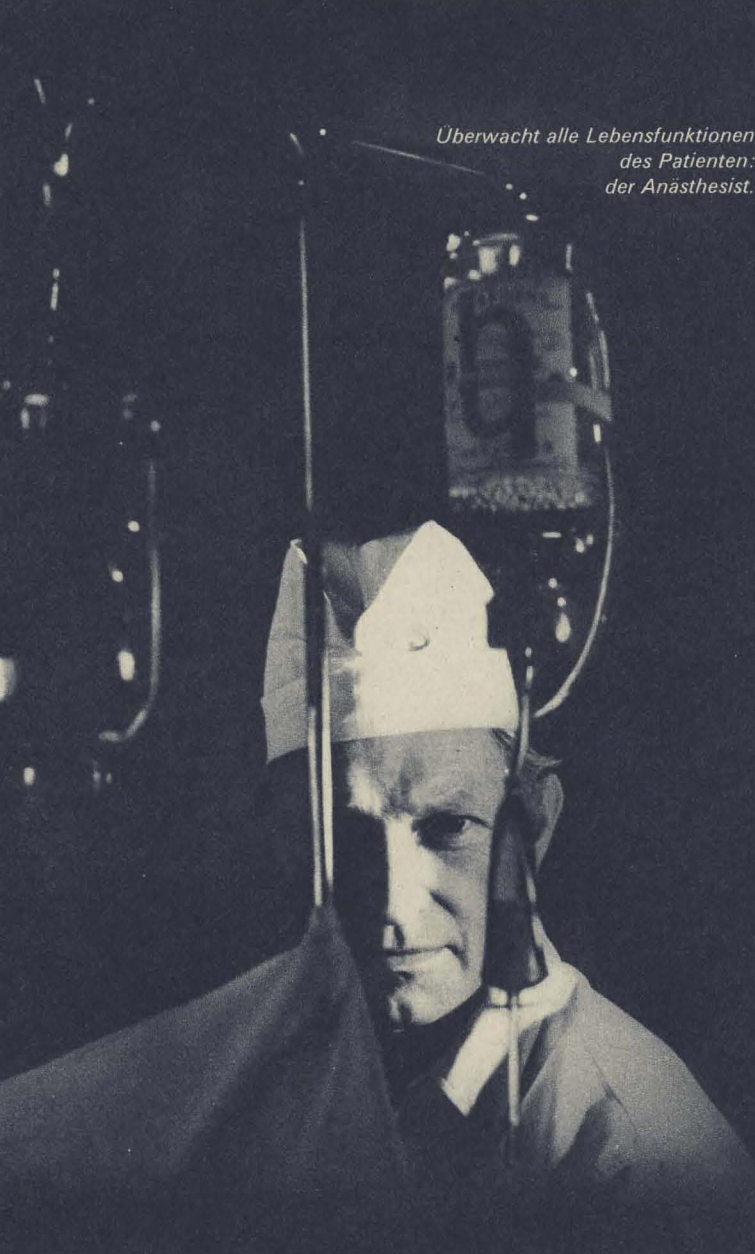


weisung. Hier im Zentralen Armeelazarett bekommt er wie viele andere Genossen, denen in einem anderen Lazarett nicht zu helfen ist, die erforderliche hochspezialisierte Behandlung. Mehr als ein Dutzend (heilender) Hände sind an der Operation beteiligt: Major Dr. Sorich, der als Operateur behutsam den Kocherschen Kragenschnitt ansetzt und gleich dem Patienten als Soldat angefangen hat, dann Sanitäts-

Unterroffizier war, später Feldscher wurde und schließlich Chirurg. Oberstleutnant Medizinalrat Dr. Lochmann, Leiter der Klinik, seit 1959 dabei – ein Mann, der das Skalpell vieltausendmal gehandhabt hat, auf dessen Ruhe und Ausgeglichenheit alle schwören, von dem man nie ein lautes Wort hört, und der heute assistiert, um seine Erfahrungen aus der zweiten Linie zu vermitteln. Ihnen und den anderen

Ärzten stehen die Schwester zur Seite, das ganze Kollektiv des chirurgischen Operationssaales, dem man gemeinschaftliches Denken und Handeln und eine hohe Arbeitsmoral nachsagt, das stets einsatzbereit ist, an Rationalisierungsvorhaben knobelte, zu feldchirurgischen Aufgaben herangezogen wurde, in Bad Saarow eine Patenklasse betreut und 1973 als Kollektiv der sozialistischen Arbeit ausgezeichnet wurde.





*Überwacht alle Lebensfunktionen
des Patienten:
der Anästhesist.*

traut sein, so etwa wenn es sich um einen Linkshänder handelt. Konzentration und Erfahrung braucht es dazu. Vieles davon lernt man erst hier in der Praxis, dieweil die Fachschulausbildung als allgemeine Krankenschwester erfolgt. Schwester Brigitte steht ihren „Mann“ als sterile Schwester – steril deswegen, weil die „Instrumentierende“ gleich den Ärzten keimfreie Kleidung trägt. Ebenso wie die unsterile Schwester Marlene, auch Springer genannt, weil sie in der Tat hierhin springen muß und dahin, einmal um die Operationslampe zu rücken, ein andermal um den Ärzten den Schweiß abzutupfen oder die gebrauchten Instrumente wegzuschaffen, ebenso wie Unterfeldwebel Marlene also und all die anderen hat auch Schwester Brigitte von der Pike auf fleißig und mit Erfolg gelernt.

Doch in diesem Kollektiv lernt es sich gut und mit Freude. Weil Brigitte, Marlene, Christel ganz besonders in der leitenden Operationsschwester Sonja (streng dienstlich: Oberleutnant Wirkner), in Schwester (Feldwebel) Thea und den Ärzten fördernde und fordernde Helfer haben. Helfer mit Wissen, Können und reicher Erfahrung. Und selbst als Brigitte in der Abendschule bei der Mathematik ein bißchen ins Schwimmen kam, fand sich in Oberarzt Oberstleutnant Dr. Schulze einer, der ihr half, wieder Land zu sehen. Beweis: Brigittes 2. Marlene und Christel wiederum sind in diesem Kollektiv bereits

Was wäre eine Operation ohne sie!
Ohne die instrumentierende Schwester und ihre geschickten Hände, die Messer, Nagel, Schere, Klemme, Spritze, Zange, Spatel, Pinzette, Rahmen, Meißel, Schraube, Löffel, Sonde genau im rechten Moment zureichen, ohne ihr Wissen um die rund 370 Instru-

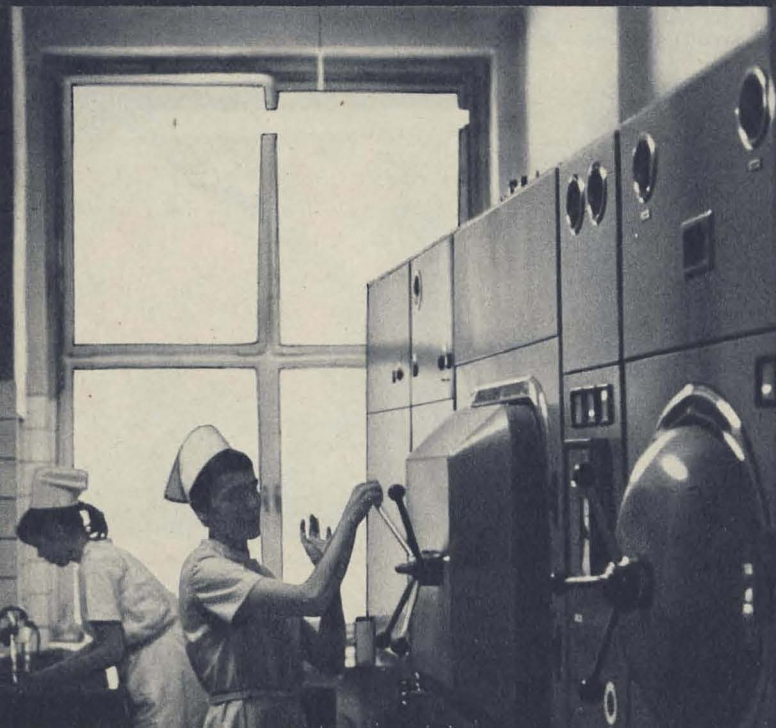
mente, mit denen hier gearbeitet wird. Und die sie nicht nur kennen, sondern von denen sie zugleich wissen muß, wann welches Instrument welchem Arzt in die Hände zu legen ist. Man sagt zu Recht, daß sie mit ihren Gedanken den Ärzten einen Schritt voraus zu sein hat. Zudem muß sie mit deren Eigenheiten ver-



Schwester Brigitte

nach knapp zwei Jahren an den Punkt gekommen, daß sie vorzeitig ihre staatliche Anerkennung als Operationsschwester erhalten. . . Ralf-Johannes Heerklotz ist in guten Händen in diesem Kollektiv, hier im Zentralen Lazarett der NVA. Nach 96 Operationsminuten wird sein Wundbett geschlossen. Künftig wird er wieder frei atmen können, ohne Beschwerden durch seinen Schilddrüsenlappen. Das Soldatsein wird ihm wieder leichter fallen und er wird besser in

der Lage sein, seine militärischen Pflichten zu erfüllen. Und als er Tage später, nach der letzten Visite, frohgemut den Trainingsanzug einpackt und die Uniform aus dem Schrank nimmt, bedrückt ihn nur noch eines: Daß er nicht allen, die ihm geholfen haben, ein Dankeschön sagen kann. Denn vor dem OP leuchtet wiederum das rote Warnschild: „Achtung – Operation!“, während drinnen Messer, Nagel, Schere im Licht der Operationslampen flirren.



Nach 7 Tagen: „Ist ja ausgezeichnet verheilt, Genosse Heerklotz“, meinen Oberstleutnant Medizinalrat Dr. Lochmann, Oberstleutnant Dr. Somburg und Major Dr. Sorich (von rechts).

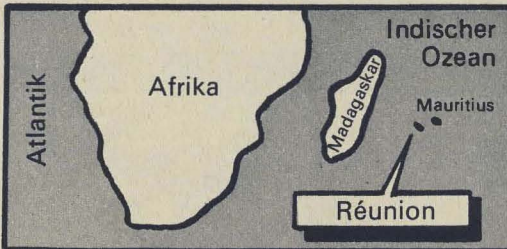
Mit Wasserdampf und Überdruck wird hier den Keimen das Lebenslicht ausgeblasen: die Sterilisationsanlage.



Jahrestage: 10. 6. – Tag der polnischen Grenztruppen; 22. 6. – Tag der Nationalen Volksarmee der Volksrepublik Kongo; 27. 6. – Tag der Polnischen Seekriegsflotte.

Jeder Kampftag im Oktoberkrieg 1973 hat das israelische Volk rund eine Milliarde Pfund (4,2 Pfund = 1 US-Dollar) gekostet. Das gab der Generalsekretär der KP Israels, Genosse Meir Vilner, bekannt. Er sagte weiter: „Das ist eine gewaltige Summe. Der Bevölkerung wurden neue materielle Lasten in Form von Steuern, Anleihen und Preiserhöhungen aufgebürdet. Die Preise für Fleisch stiegen um 55%, die für Reis um 48%. Das Trinkwasser (bei uns sind die Wasserhähne mit Zählern versehen) ist um 20% teurer geworden, das Benzin um 50%, der Strom um 30 bis 40%.“

Die Pferde nicht zu vergessen, forderte der Schweizer Oberst Adolf Meier seine Kavalleristen bei der Abschiedsparade auf, mit der die Auflösung berittener Truppen besiegelt wurde. Die Kavallerietraditionen müßten aus einem aktuellen Grunde hochgehalten werden, denn: „Wenn das Land Schwierigkeiten mit dem Brennstoff kriegt, wird es sich noch an den guten alten Gaul erinnern!“



Nach Réunion verlegt wurde das 2. Fallschirmjägerregiment der französischen Marine-Infanterie, das bisher auf Madagaskar stationiert war und von dort zum Abzug gezwungen wurde. Zur Wahrung der militärstrategischen Interessen Frankreichs

im Indischen Ozean soll auf Réunion ferner ein Luftstützpunkt angelegt werden. Im Hafen von St. Pierre wird ein Kai als Ankerplatz für Kriegsschiffe vorbereitet und eine Marine-Nachrichtenzentrale eingerichtet.

Mehr Frauen werden in den USA für die Armee geworben. Ihr Anteil an der Gesamtstärke erhöht sich bis zum Jahre 1977 von gegenwärtig 34700 (1,9%) auf 86850 (4,2%). Außerdem werden zu den bisherigen 1,08 Millionen Zivilplanstellen weitere 35000 bis 70000 geschaffen. Damit will das Pentagon erreichen, daß die männlichen Soldaten vorwiegend in militärischen Kampfeinheiten konzentriert werden können.

An die Post wandte sich die türkische Republikanische Volkspartei, als sie für den Telefonanschluß im Parlamentsbüro ihres Vorsitzenden nie eine Rechnung bekam. Die Ermittlungen ergaben, daß als Nutzer der türkische Geheimdienst eingetragen war, welcher zwar die Rechnungen pünktlich bezahlte, zugleich aber auch die Gespräche regelmäßig abhören ließ.

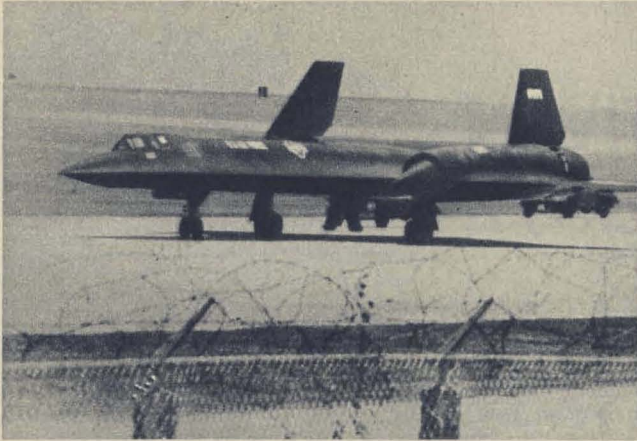
288 Kampfflugzeuge sind auf den 17 Einsatzflugplätzen der türkischen Luftstreitkräfte stationiert, für die der NATO-Staat im Jahr rund 100 Millionen Dollar ausgibt. Der Personalbestand der Luftwaffe setzt sich aus 5000 Offizieren, 16000 Unteroffizieren sowie 33000 wehrpflichtigen Soldaten zusammen, die 20 Monate dienen. Neben den USA beteiligt sich auch die BRD mit einer Milliarde Mark an der Modernisierung der türkischen Streitkräfte, die in den aggressiven Plänen der NATO und CENTO im östlichen Mittelmeerraum sowie im Nahen und Mittleren Osten eine wichtige Rolle spielen.

Wachsamkeit ist nach wie vor oberstes Gebot der Kämpfer der RSV. Dazu mahnen auch weitere Waffenlieferungen der USA an das

Saigoner Thieu-Regime, zu denen 60 Maschinen des speziell für den Vietnameinsatz entwickelten Kampfflugzeuges F 5E „Tiger II“ gehören.

Das Stabsquartier der belgischen NATO-Truppen in der BRD befindet sich in Weiden bei Köln. Von hier aus wird das aus zwei Divisionen mit 32500 Mann bestehende I. Korps geführt.





Eingestellt hat Japan die Lieferungen von Mineralöl an die im Lande stationierten USA-Truppen und deren 180 Militärstützpunkte wie hier

in Kadena (Foto). Das Verteidigungsministerium begründete diesen Schritt mit der zunehmenden Mineralölverknappung.

IN EINEM SATZ

Das Recht, ausländische Monopolunternehmen auf ihren Territorien zu verstaatlichen und die Höhe der Entschädigung selbst festzusetzen, hat die UNO-Vollversammlung den Ländern der Dritten Welt zugestanden.

Ausgeschlossen von einem Fortbildungskursus wurden US-Polizisten, weil sie die Prüfungsfragen für das Abschlußexamen gestohlen hatten, um sich „besser darauf vorbereiten zu können“.

Schächte für unterirdische Kernwaffenversuche haben französische Pioniere auf den Pazifikinseln Mururoa und Fangataufa aus.

Zur Schließung seiner Zentrale in Sakhon Nakhon hat der thailändische Außenminister den amerikanischen Geheimdienst CIA aufgefordert.

Erfolgreich haben die burmanischen Streitkräfte ihren Kampf gegen bewaffnete Abteilungen einer Extremistenorganisation nahe der chinesischen Grenze fortgesetzt und mehrere Städte von den Putschisten befreit.

Zwei Jahre beträgt die Wehrpflicht in Peru, in dessen Streitkräften 55 000 Mann (davon rund 35 000 im Heer, 11 000 in der Marine und 9 000 in der Luftwaffe) dienen.

In neun europäischen Ländern unterhält der amerikanische Hetzsender „Radio Free Europe“ Filialen, darunter in England, Belgien, Italien, Griechenland und Spanien sowie in Westberlin.

27 Polizisten bilden die bewaffneten Organe des nur 157 Quadratkilometer großen Fürstentums Liechtenstein.

Zum Karneval in Rio wählen nicht bloß die Angestellten und Schauspieler, die Matrosen und im Handel Beschäftigten, sondern auch die Angehörigen der Militärpolizei eine eigene Schönheitskönigin.

Immer noch herrscht nach den Streitigkeiten über ein Spiel der beiden Fußball-Nationalmannschaften im Jahre 1969 zwischen den mittelamerikanischen Staaten Honduras und El Salvador der Kriegszustand.

Als erste Armee Afrikas wurden die Streitkräfte der Demokratischen Republik Somalia in das Sportkomitee der befreundeten Armeen (SKDA) aufgenommen. Auf der 17. Tagung des SKDA in Prag be-

tonte Major M. A. Alim, daß das somalische Verteidigungsministerium die Tätigkeit des SKDA hoch einschätzt und all seine Kräfte darauf richtet, ein aktives Mitglied zu werden.



Zwölf Oberste der brasilianischen Streitkräfte wurden vom Staatspräsidenten wegen ihrer Verwicklung in Korruptionsaffären aus der Armee ausgestoßen. Gegen weitere 108 Offiziere wurden Ermittlungsverfahren eingeleitet.

Sonderausgaben in Höhe von umgerechnet 2,4 Milliarden Westmark sollen es dem Iran ermöglichen, modernste Waffensysteme zu kaufen. Der Militärbudget macht ohnedies schon ein Drittel des iranischen Gesamtetats aus.

Frankreich hält mit 305 000 Berufssoldaten und 280 000 wehrpflichtigen Soldaten mehr als eine halbe Million Mann unter Waffen. In den Streitkräften sind außerdem 150 000 Zivilbedienstete tätig. Die Gendarmerie umfaßt weitere 68 500 Mann. Ihr Kern bildet die „Gendarmerie Mobil“, die aus 125 Schwadronen besteht und unter anderem mit Panzerfahrzeugen und Hubschraubern ausgerüstet ist. In den Departements leisten 42 000 Mann Dienst.

PERSPEKTIVEN IN PIESTERITZ

Moderne Chemieanlagen
verarbeiten Erdgas

Wir bieten:

- Trennungsentschädigung M 7,—
- Nachtschichtprämie M 7,—
- Jahresendprämie bei Planerfüllung
- Ferienplätze in betriebseigenen Ferienheimen
- Treueurlaub für Betriebszugehörigkeit und Zusatzurlaub bei Planerfüllung

Zum Anfahren neuer Anlagen stellen wir ein:

Chemiefacharbeiter

Instandhaltungsmechaniker

BMSR-Mechaniker

Rohrleger

männliche Arbeitskräfte zum Anlernen

Bewerbungen an:

VEB STICKSTOFFWERK PIESTERITZ
Düngemittelkombinat



Einsatzgruppe Kader – Nordwerk –

4602 Wittenberg Lutherstadt – Piesteritz
Straße der Neuerer

Werde Agraringenieur!

Für das Studienjahr 1974/75 stehen noch freie Studienplätze im Direktstudium in der Fachrichtung

Landw. Tierproduktion

im Fernstudium in der Fachrichtung

Landw. Pflanzenproduktion

Landw. Tierproduktion

Sozialistische Betriebswirtschaft /

Ingenieurökonomie

der Landwirtschaft

zur Verfügung.

Bewerber, die ihren Ehrendienst in der NVA erst im Oktober 1974 beenden, können ab November 1974 das Studium aufnehmen. Bewerbungen sind umgehend einzureichen an

Agraringenieurschule Zug

9201 ZUG 44b bei Freiberg

Ingenieurschule für Maschinenbau Schmalkalden

Im Direkt-, Fern- und Abendstudium zum Ingenieur nehmen wir für das Studienjahr 1974/75 nach Bewerbungen entgegen.

Die Ausbildung erfolgt in den Fachrichtungen

Technologie der m. v. l.

Werkzeugmaschinen (Konstruktion)

Instandhaltung

(Maschineningenieurwesen)

Im postgradualen Studium sind nachstehende Ausbildungsrichtungen vorgesehen:

Arbeitswissenschaften

Kontrollwesen

Konstruktion von Rationalisierungsmitteln

Für NVA-Herbstobgänger Studienbeginn ab November eines jeden Jahres.

Bewerbungen sind umgehend einzureichen an die Kaderabteilung der

**INGENIEURSCHULE
FÜR MASCHINENBAU**

608 Schmalkalden, Blechhammer 4

Freie Studienplätze für das Studienjahr 1974/75

Wir bilden im Direktstudium

Ingenieurpädagogen

(Lehrkräfte des berufspraktischen Unterrichts)

in den **Fachrichtungen Maschinenbau und Zerspanungstechnik** aus.

Studienbeginn: 1. September 1974

Studiendauer: 3 Jahre

Aufnahmebedingungen:

Abschluß der 10. Klasse oder eines Vorbereitungslehrganges und abgeschlossene Berufsausbildung in einem der Fachrichtung entsprechenden Beruf.

Bewerbungen sind zu richten an das

Institut zur Ausbildung von Ingenieurpädagogen

90 Karl-Marx-Stadt, Wielandstraße 4, Ruf 3 23 46



Hoch

hinaus

... wollte sie eigentlich gar nicht. Weder damals 1965 beim Prager Talentewettbewerb, zu dem ihre Freundinnen sie angemeldet hatten, noch hier auf dem Flugplatz der tschechoslowakischen Luftstreitkräfte. Die Piloten, Flugzeugwarte, Mechaniker hatten sie eingeladen – über die Redaktion des „Ceskoslovensky vojak“ Bruderzeitschrift der AR. Vielleicht gaben die Flieger dem journalistischen Weg eine größere Chance, weil die Eingeladene beim Schlagerfestival in Sopot den „Preis der Journalisten“ gewonnen hatte? Wer weiß. Jedenfalls, es wurde was aus dem Besuch. Der begehrte Pop-Star kam, aber ohne zu singen. Das war an diesem Tage auch nicht so gefragt. Gefragt waren Unterhaltungen, Gespräche. Von den Soldaten über den Weg der Prager Krankenschwester zum Semafortheater und zur „Bratislavská Lyra“, über Arbeit und Alltag einer Sängerin. Von ihr über das Leben und den Dienst jener Männer, die sie – wie viele – oft nur in schnellen Maschinen hoch oben dahinjagen sieht, zum Schutz der sozialistischen Heimat. Lachend stellte man beiderseits fest, daß dem für Außenstehende sichtbaren Einsatz – gleich ob für die Flieger am Himmel oder für sie auf der Bühne – weit mehr Stunden stiller, angestrenzter Arbeit vorausgehen und beider „Arbeitstag“ mitunter 20 Stunden ausmacht. Uneinigkeit gab es nur in einem – als ihr ein junger Leutnant eine der Spezial-Fliegerkombinationen vorführte und seine Genossen meinten, daß ihr Gast daraus ja eine neue Modelinie ableiten könnte. Denn: „Erschienen Miluska so angezogen auf der Straße, wäre ganz Prag am nächsten Tage voller Jagdflieger!“ Gegenfrage der schwarzen Schönen: „Und was nützte das? Wenn ich recht verstanden habe, was Ihr mir heute gesagt und gezeigt habt, dann gehört doch wohl zu einem guten Jagdflieger etwas mehr als nur eine aparte Kleidung.“ Womit denn durch diese Antwort der Miluska Vobornikova doch wieder die Einigkeit hergestellt war...

P. H./K. H. F.





Am 6. März 1945 wagten die in faschistischer Haft befindlichen Kommunisten Erich Honecker und Erich Hanke den Ausbruch aus dem Berliner Frauenjugendgefängnis. Die Schilderung dieses risikvollen und dramatischen Geschehens entnahmen wir dem in Kürze im Militärverlag erscheinenden Buch von Erich Hanke „Erinnerungen eines Illegalen“. Der 1911 geborene Autor ist gelernter Maurer, er war nach 1945 in verantwortlichen Funktionen des Partei- und Staatsapparates tätig und bis zur Emeritierung im Jahre 1962 Professor für Dialektischen und Historischen Materialismus an verschiedenen Hochschulen unserer Hauptstadt.

Die Flucht

An jenem Tag, es war der 6. März 1945, hatte mir der SS-Hauptsturmführer einen holländischen Gefangenen für Handlangerdienste zugeteilt. Ich mußte ihm mein Entfernen aus dem Keller begründen und auch einen möglichst großen Vorlauf sichern. Als es 11 Uhr schlug, sagte ich: „Jan, wenn der Alte kommt (damit war Seraphin gemeint) und nach mir fragt, dann sagst du, ich sei ausgetreten.“

Ich kniff dabei ein Auge zu und lachte ihn an. Er sollte daraus schlußfolgern, daß ich mehr Zeit brauchte, weil ich mich mit einer Gefangenen treffen wollte.

Dann stieg ich die Treppe zum Dachgeschoß hinauf. Eine Frage, die Arbeit betreffend, hatte ich mir zurechtgelegt, falls ich den SS-Hauptsturmführer auf dem Dach bei den anderen Gefangenen antreffen sollte. Beim Betreten des Bodenraums verschaffte ich mir in Sekundenschnelle Einblick in die Situation: Seraphin war nicht anwesend. Die Gefangenen, die den Boden von zerschlagenen Dachziegeln räumen sollten, wärmten sich an einem Feuer, das in einer großen Tonne brannte. Es war ein schöner, sonniger, aber noch kühler Märztag.

Ich blickte Erich nur an und kletterte, ohne ein Wort zu sagen, die Dachlatten empor, die durch Bombeneinwirkung von Dachziegeln entblößt waren. Dann lief ich den Firstbalken entlang zu dem daran anschließenden Mietshaus.

Das Frauenjugendgefängnis lag zwischen der Magdalenen- und Alfredstraße. Es war in die Straßenfront eingebaut. In Richtung Frankfurter Allee grenzte es an dreistöckige Wohnhäuser. Das Verwaltungsgebäude, auf dessen Dachfirst ich entlang lief, war etwa zwei Stockwerke hoch. Vom Dach des Verwaltungsgebäudes ging ein Blitzableiter an der Mauer der Mietskaserne nach oben.

Ich hatte einen Maurereimer bei mir, in dem sich ein langer Meißel, ein Maurerhammer, ein längerer Strick und meine Tagesbrotration befanden. Am Blitzableiter angelangt, knüpfte ich das eine Ende des Strickes um meinen Leib, das andere



Die Bilder von Erich Honecker und Erich Hanke wurden von der Geheimen Staatspolizei nach der Verhaftung im Jahre 1935 angefertigt. Genosse Honecker war bis zu diesem Zeitpunkt verantwortlich für die Jugendarbeit der KPD in Berlin-Brandenburg, Genosse Hanke Technischer Leiter der Bezirksleitung der KPD in Berlin.



Ende war schon am Henkel des Eimers befestigt. Darauf kletterte ich am Blitzableiter empor und erreichte das Dach des Wohnhauses. Von oben zog ich an dem Strick den Maurereimer nach. Er sollte uns nachher auf der Straße als Tarnung dienen und den Eindruck erwecken, daß wir zu irgendeiner Arbeit gingen. Außerdem benötigten wir vielleicht das Werkzeug und den Strick für unvorhergesehene Fälle.

Erich zögerte ebenfalls nicht. Ich hatte kaum den Eimer hochgezogen, da stand er schon am Blitzableiter und kletterte zu mir aufs Dach.

Das Risiko, das wir eingingen, war beträchtlich. Der Kommandoführer konnte jeden Augenblick auftauchen. Siebenundzwanzig Gefängene sahen erstaunt unserem Unternehmen zu, ohne ein Wort zu sagen. Sie waren völlig überrascht, und mit diesem Überraschungsfaktor rechneten wir. Außerdem war unsere Kletterpartie von der Straße, vom Gefängnis und von jedem Flur aus mit anzusehen.

Ich wartete nicht, bis Erich neben mir stand, sondern suchte die Dachluke, öffnete sie und sprang in den Bodenraum hinunter. Erich folgte mir. Ich rechnete damit, daß die Bodentür verschlossen war und hatte die Absicht, das Schloß durch einen Hammerschlag zu öffnen. Das war jedoch unnötig. Wir gingen nun schnell die Stufen des Wohnhauses hinunter und gelangten in den Hausflur. Da stand plötzlich ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen vor uns. Sie bemerkte, daß wir durch ein angrenzendes

zerbombtes Haus in die Alfredstraße hinüber wollten und sagte: „Hier kann man aber nicht durch!“

„Das laß nur unsere Sorge sein“, erwiderte Erich. Als wir die Alfredstraße erreichten, schlug ich die Richtung zur Frankfurter Allee ein. Wir hatten vorher gründlich beraten, ob wir den Weg über die Frankfurter Allee, die als Hauptstraße stark belebt sein würde, oder über den Wagnerplatz gehen sollten.

Die meisten Aufseherinnen des Gefängnisses wohnten in den umliegenden Straßen, und Erich stimmte deshalb meinem Vorschlag zu, uns über die Frankfurter Allee vom Gefängnis zu entfernen. Wir rechneten damit, daß uns niemand für so kühn und unerschrocken halten würde, die belebteste Straße in voller Zuchthausuniform als Fluchtweg zu benutzen.

Das Frauenjugendgefängnis lag etwa in der Mitte zwischen der Frankfurter Allee und dem Wagnerplatz. Wir hatten kaum dreißig Schritte zurückgelegt, da meinte Erich plötzlich: „Hinter uns ist ein Wachtmeister!“ Zwischen dem Gefängnis und der Kirche befand sich das Amtsgericht Lichtenberg, und der Wachtmeister gehörte wahrscheinlich zum Justizpersonal. Er mußte sehen, daß wir ohne Bewachung waren, aber einen Maurereimer bei uns trugen. So konnte er annehmen, daß wir in einem der nächsten Häuser Arbeiten auszuführen hätten.

Erich und ich gingen, als hätten wir uns abgesprochen, gleichzeitig schräg über die Straße in



Illustrationen: Karl Fischer

den Flur eines Wohnhauses hinein. Links und rechts von der Treppe, die zum ersten Stockwerk führte, befanden sich starke Pfeiler, hinter denen wir uns verbergen konnten. Ich nahm meinen Meißel aus dem Eimer und stellte mich bereit. Erich erwartete auf der anderen Seite ebenfalls den Wachtmeister.

Ich war entschlossen, mit einem kräftigen Hieb den Polizisten unschädlich zu machen und mir seine Waffe anzueignen. In größter Spannung – sicher ging es Erich nicht anders – erwartete ich, daß er durch die Haustür den Flur betreten würde.

Es vergingen einige Minuten. Nach meiner Überlegung hätte er längst bei uns sein müssen. Erich dachte offenbar auch so, denn er begab sich vorsichtig an die Haustür, während ich in meiner Stellung verharrte. Er lugte um die Hausecke und sagte: „Die Straße ist frei!“ Offensichtlich hatten wir keinen Verdacht erregt.

Nun gingen wir zur Frankfurter Allee. Der erste Blick auf die Allee ließ mich auf äußerste erschrecken.

Tage zuvor hatten starke Bombenangriffe beträchtliche Teile dieser Straße in Trümmer gelegt. Nun befanden sich, in Abständen von 5 Metern verteilt, entlang der Frankfurter Allee einige hundert Polizisten und Soldaten, die die Straße räumten.

Ich glaube nicht, daß ich bei vorheriger Kenntnis dieser Lage die Nerven gehabt hätte, diesen Fluchtweg vorzuschlagen.

Wir konnten natürlich nicht stehenbleiben, ohne Verdacht zu erregen. So liefen wir langsam, im sogenannten „Knatschritt“, mitten auf der Promenade in Richtung S-Bahnhof Lichtenberg-Friedrichsfelde.

Am liebsten wären wir losgerannt, denn wir mußten mit einem Jagdkommando rechnen, sobald unser Ausbruch bemerkt worden war.

Die Polizisten und Soldaten sahen uns an. Wir bemühten uns, zu gieren und uns möglichst ungewungen zu verhalten. Die Polizisten und Soldaten grinsten ebenfalls und ließen uns ungehindert des Weges ziehen. Die mit Maurerdreck beschmierte Zuchthauskleidung, der Maurereimer und unser ruhiges Auftreten ließen bei ihnen keinen Verdacht aufkommen.

Unsere Absicht war ursprünglich, in einiger Entfernung von der Anstalt in einer Ruine zu verschwinden. Durch diese unerwartete Situation aber war das nicht möglich. Wo Zerstörungen waren, schippten die Arbeitskommandos die Straße frei,

und dahinter befanden sich unbeschädigte Häuser, die uns keinen ungestörten Unterschlupf boten. So blieb uns nichts anderes übrig, als die Frankfurter Allee hochzulaufen.

Als wir die Siegfriedstraße erreichten, bogen wir links ein. Nicht weit von dort befand sich die Wohnung meiner Tante, und ich wollte versuchen, zunächst einmal mit Erich dort unterzukommen. Wir hatten etwa 100 Meter zurückgelegt, da kam uns eine junge Frau entgegen. Ich blickte sie an und dachte: „Die kennst du doch?“ Auch sie sah mich erstaunt an. Ich war schon einige Schritte an ihr vorbei, da erinnerte ich mich.

„Ella?“

„Erich?“

Es war eine Schulfreundin und Genossin. Ich hatte sie das letztemal kurz vor meiner Verhaftung getroffen. Auch sie arbeitete damals illegal für unsere Partei.

Nun werden wir sicher Hilfe bekommen, glaubte ich. Um mich zu vergewissern, stellte ich schnell einige Fragen. So erfuhr ich, daß ihr Mann bei Stalingrad gefallen, sie selbst ausgebombt war und nun mit ihrem Kind bei den Schwiegereltern wohnte und daß ihr Verhältnis zu diesen nicht sehr gut war.

Da wir keine Zeit zu verlieren hatten, verabschiedete ich mich sofort. In diesem Augenblick trat eine Frau an uns heran und fragte erstaunt: „Was haben Sie denn für eine Uniform an?“

Diese Frage wurde oft gestellt, wenn wir unter Bewachung in der überfüllten U- oder S-Bahn zur Arbeitsstätte führen. Viele Menschen wußten mit dieser Zuchthauskleidung nichts anzufangen. Die schwarze Drillichbekleidung mit den breiten, gelben Biesen längs der Hose und dem gelben Streifen auf dem rechten Oberarm war vielen nicht bekannt. Eines Tages, ich hatte gerade eine neue Montur erhalten, brachte mich ein Wachtmeister in die Anstalt zurück. Auf dem Stadtbahnhof Zoologischer Garten hielt mich ein verrückter Nazi wahrscheinlich für einen General. Er baute sich in der bekannten faschistischen Manier auf und brüllte: „Heil Hitler!“

Als die Frau uns nun fragte, platzte Erich heraus: „Wir sind vom Zirkus!“

Trotz der komplizierten Lage, in der wir uns befanden, mußten wir beide herzlich lachen, als wir unseren Weg fortsetzten.

Die Wohnung meiner Tante und meines Onkels war nur noch etwa 600 Meter entfernt. Sie lag in der



Wolanstraße 8, am Freiaplatz. Ich erwartete von beiden keine wirkliche Hilfe für uns. Mein Onkel, das wußte ich genau, war nicht bereit, ein größeres persönliches Risiko einzugehen, obwohl er kein Nazianhänger war. Ich rechnete aber mit der Möglichkeit, Zivilkleidung zu bekommen. Außerdem war es wichtig, daß wir schnell von der Straße verschwanden. Fraglich war, ob das Wohnhaus überhaupt noch stand und meine Verwandten dort lebten.

Wir hatten den Freiaplatz fast überquert, da erblickte ich das noch unbeschädigte Haus! Mir war nicht wohl, als ich an den Wohnungsschildern die alten Namen von Bewohnern las, die mich früher gut gekannt hatten. Auch mein Onkel und meine Tante wohnten noch dort. Ich klingelte. Die Tür öffnete sich, und vor mir stand ein vierzehnjähriges Mädchen. Sie sah uns erstaunt oder sogar erschrocken an. In unserer „Kluft“ machten wir sicher keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck. Dieses Mädchen – die Tochter meines Cousins, wie ich später erfuhr – hatte ich das letztmal gesehen, als es etwa ein Jahr alt war. Um sie zu beruhigen, fragte ich schnell: „Sind Onkel Leo und Tante Marie zu Hause?“

„Nein.“

Die Wohnung zu betreten war damit unmöglich. Ich war schon zufrieden, daß das Mädchen nicht zu schreien anfang und sagte: „Dann bestell einen schönen Gruß von Erich!“ Es war für mich nicht sicher, ob wir die Wohnung meines Onkels und meiner Tante nicht noch einmal aufsuchen würden, und ich wollte sie auf den Besuch ihres Neffen vorbereiten. Wir gingen die Treppe des einen Stockwerkes hinunter und standen wieder auf der Straße. Sie war menschenleer. Und trotzdem hatte ich das Gefühl, als ob wir auf einem Tablett stünden und alle Welt uns ansähe. Erich mußte es ähnlich ergehen. Er fragte: „Und nun?“ Vielleicht um mich selbst zu trösten, erwiderte ich: „Wichtig ist, daß wir aus dem Bau heraus sind!“

Da ich das Ergebnis des „Besuches“ bei meinem Onkel und bei meiner Tante abwarten wollte, hatte ich die nächsten Schritte noch nicht überlegt. Um überhaupt etwas zu tun, ging ich mit Erich rechts die Straße hinunter. Nach ungefähr 50 Metern erblickten wir in einem geschlossenen Häuserblock ein zerbombtes Mietshaus. Wir waren erfreut, kletterten über die Trümmer hinweg und gelangten in einen beschädigten Luftschutzkeller. Drei Kellerwände waren vorhanden. Auf der zer-

störten Seite ragte ein Schuttberg empor, der fast zwei Stockwerke hoch war. Im Raum befanden sich ein Klosett und ein Stuhl. Wir hofften, daß unsere Kletterpartie in den Keller nicht bemerkt worden sei. Erich meinte: „Wenn wir beobachtet wurden und der Betreffende die Polizei verständigt, sitzen wir in der Mausefalle. Kommt zufällig jemand hier herunter, dann werden wir die Situation schon meistern. Also haben wir Zeit.“

Trotz des Risikos fühlten wir uns einigermaßen sicher. Wir mußten unsere Kleidung verändern, damit sie nicht mehr sofort als Zuchthausuniform erkennbar war. Ich begann also zuerst mit meinen Stecknadeln die gelben Streifen an Erichs Hose nach innen weg zustecken. Als das geschehen war, sagte er: „Wir sollten die Streifen gleich herausschneiden.“ Schnell entwickelte sich zwischen uns eine „Arbeitsteilung“. Erich war geübt im Nähen, und ich beschränkte mich darauf, aus unseren Hosen die Streifen zu entfernen und die Nadeln einzufädeln.

Nach meiner Schätzung benötigten wir für die Näherei etwa zwei Stunden. Es zeigte sich jedoch, daß sie schwieriger war, als wir uns das vorgestellt hatten. Die gelben Streifen waren ziemlich breit; und nachdem sie herausgetrennt waren, saß die zugenähte Hose wie eine Unterhose auf den Beinen. Hinzu kam die schlechte Qualität des Zwirns. Er riß dauernd, und besonders oben im Bund wollte es gar nicht halten. So waren wir gezwungen, die Nähte immer wieder nachzunähen.

Die Veränderung der anderen Kleidungsstücke ging wesentlich schneller. Erich hatte eine sogenannte Winterjacke. Das war eine gefütterte Drillichjacke. Er zog sie einfach umgekehrt, also mit dem Futter nach außen, an. Dadurch verschwand der gelbe Ärmelstreifen. Meinen Arbeitskittel ohne gelben Streifen, den ich Monate vor dem Ausbruch beschafft hatte, trug ich unter meinem Anstaltskittel. Nun brauchte ich beide nur zu vertauschen, und der gelbe Streifen war nicht mehr sichtbar. Mein ebenfalls damals „organisierter“ Käppi war zwar um drei Nummern zu groß, aber ich drehte es nach innen ein und setzte es so auf den Kopf.

Wir betrachteten uns gegenseitig und kamen zu dem Schluß, daß wir nun eine gewisse Ähnlichkeit mit sogenannten Fremdarbeitern hätten. Das erschien uns aus Tarnungsgründen durchaus erwünscht.

In einiger Entfernung, in der heutigen Josef-

Orlopp-Straße, wohnte früher eine meiner Cousins. Ihre Wohnung war unser nächstes Ziel.

Auf dem Wege dorthin ließ die unmittelbare Nervenspannung nach. Es war uns nach dem Ausbruch gelungen, eine weitere wichtige Aufgabe zu lösen – unsere Zuchthaus- in „Zivilkleidung“ zu verwandeln. Die Tatsache, uns jetzt freier bewegen zu können, wurde mir voll bewußt, und ein Gefühl freudiger Erregung erfaßte mich. Auch Erich erging es wohl ähnlich, denn er sagte: „Ich finde, die kurze Zeit, die wir uns in Freiheit befinden, ist schon jetzt die Mühen des Ausbruchs wert!“

Das Haus, in dem ich meine Cousine zu finden hoffte, war nicht durch Bomben zerstört. Ich war gespannt, ob ich sie antreffen würde. Schnell bogen wir beide in den breiten Hausflur ein. Dort blieben wir wie angewurzelt stehen. Ein Soldat mit geschultertem Gewehr stand etwa 10 Meter von uns entfernt und betrachtete uns erstaunt.

Dieses Gebäude, früher eine Fabrik und im Krisenjahr 1930 als Wohnhaus umgebaut, war inzwischen wieder für Fabrikationszwecke verwendet worden. Nun lag in diesem Objekt eine militärische Einheit.

Die Situation erschien mir alles andere als angenehm. Gegenüber diesem mit einem Karabiner ausgerüsteten Soldaten waren wir machtlos. Er nahm jedoch keine für uns bedrohende Haltung ein, und so drehten wir uns um und gingen langsam aus dem Flur.

Durch die heutige Josef-Orlopp-Straße liefen wir zur Möllendorffstraße und von dort wieder in Richtung Frankfurter Allee. Das heißt, wir bewegten uns seit dem Ausbruch immer in etwa 1 000 Meter Entfernung im Umkreis der Anstalt. Unseren Plänen entsprechend blieb aber kein anderer Weg. Frankfurter Allee, Ecke Möllendorffstraße erblickten wir wieder einen Schutzpolizisten. Ich bemerkte, wie sich unsere Schritte unwillkürlich immer mehr verlangsamten. Die Gefahr, diesem Polizisten aufzufallen und nach Ausweispapieren kontrolliert zu werden, war groß. Da sagte Erich: „Wir werden noch vielen Polizisten begegnen. Und je sicherer und entschlossener wir an ihnen vorbeigehen, um so kleiner wird das Risiko sein.“

Wir überquerten die Frankfurter Allee und gingen die Gürtelstraße, in der die Mutter meines im Jahre 1930 erschossenen Freundes wohnte, weiter.

Das Haus war aber total ausgebombt, und Zeit für Ermittlungen über ihren Verbleib hatten wir nicht.

In Alt-Stralau, am Markgrafendamm, wohnte früher eine weitere Cousine. Ich lenkte meine Schritte dorthin, aber ihr Wohnhaus war durch Bombeneinwirkung unbewohnbar geworden. Von dort liefen wir weiter in den Stadtbezirk Neukölln. Erich hatte hier zwei Adressen. Das eine Haus war aber ausgebombt, und in der anderen, unbeschädigten Wohnung trafen wir niemand an. So setzten wir unseren Weg fort.

Es begann bereits zu dämmern. Gegen 19 Uhr, also etwa acht Stunden nach unserem Ausbruch, erreichten wir den Belle-Alliance-Platz. Ringsumher war alles zerstört.

Um unsere Notdurft zu verrichten, gingen wir in

einen ausgebombten Bau, von dem nur noch die Grundmauern standen. Die Kellerdecke war erhalten geblieben, und dort, wo einst die Treppe gewesen war, gähnte ein dunkles Loch.

Erich kletterte hinunter. Kurze Zeit danach sah ich, wie er mir aus dem Dunkel zuwinkte. So begab ich mich ebenfalls dorthin. Der Keller war völlig ausgebrannt. Auf der Erde lag eine Ascheschicht, die bis zu den Knöcheln reichte. Offenbar war das Gebäude erst einige Tage zuvor von Brandbomben getroffen worden, denn die Kellerwände strahlten noch Wärme aus. Wir fühlten uns wohl und mollig in diesem warmen Raum. Deshalb entschlossen wir uns, hier zu übernachten. Die Asche, die unsere Kleidung noch stärker verschmutzte, störte uns nicht, denn das paßte in das Bild, das wir der Außenwelt von uns vermitteln wollten.

Wir brauchten dringend Ruhe nach den nervlichen Anstrengungen, die mit dem Ausbruch und der achtstündigen Suche nach einer Unterkunft verbunden waren. Während des ganzen Tages hatten wir weder Durst noch Hunger verspürt. Jetzt machte die Natur ihre Rechte geltend. Wir aßen jeder unser Stück Klitschbrot, das als Tagesration diente, und verfielen alsbald in einen tiefen, festen Schlaf. Am anderen Morgen gingen wir weiter zur Friedrichstraße. Meinen Werkzeugeimer, der mir allmählich lästig geworden war, ließ ich in dem Keller zurück.

In der Friedrichstraße hatten wir drei Adressen. Aber alle Wohnungen waren zerbombt. Unsere Möglichkeiten wurden dadurch weiter eingeschränkt. Immer bedroht von Razzien, die unabhängig von den laufenden Kontrollen in der Stadt durchgeführt wurden, blieb uns nichts anderes übrig, als nach Neukölln zurückzulaufen.

Glücklicherweise hatten wir nun in diesem Stadtbezirk Erfolg. Auf unser Klopfen öffnete sich die Tür. Vor uns stand eine Genossin, die Erich von früher kannte. Sie war ziemlich betroffen, als wir so unvermutet vor ihr standen. Wir schilderten unsere Lage und baten sie, uns zu helfen.

Ich sah, wie die Furcht in ihren Augen aufglomm. Sie war sich der großen Gefahr voll bewußt, die für sie entstand, wenn sie uns half. Trotzdem erklärte sie sich bereit, uns zu unterstützen und sich mit Genossen in Verbindung zu setzen. Von dem wenigen, das ihr auf der Lebensmittelkarte zustand, machte sie uns eine Suppe, die wir gierig hinunterschlürften. Den ganzen Nachmittag und Abend bemühte sie sich, Hilfe zu organisieren.

Erich und ich mußten uns schon wegen der Ernährung trennen. Da er sich im Gegensatz zu mir in einer für ihn fremden Stadt befand, lag mir daran, ihn zuerst und möglichst sicher unterzubringen. Ich hoffte, wenn das geschafft sei, mir irgendwie selbst helfen zu können.

Abends kam der fällige Bombenangriff, nach dem man zu jener Zeit die Uhren stellen konnte. Erich und ich konnten nicht in den Luftschutzkeller gehen, ohne sofort bei den Hausbewohnern aufzufallen. So saßen wir beide zusammen in der Küche auf einem Kohlenkasten und harrten der Dinge.

Als die Genossin aus dem Keller zurückkehrte, erzählte sie uns von ihren Versuchen, vor allem für

Erich Unterbringung und Verpflegung zu beschaffen. Die Aussichten waren nicht ungünstig und erfüllten uns mit Hoffnung.

Am anderen Morgen wollten wir darüber hinaus noch eine andere Möglichkeit überprüfen. Unser Arbeitskommando hatte viele Wochen im Amtsgericht Schöneberg Bombenschäden beseitigt. Erich hatte dort einige Tage in der Wohnung eines Wachtmeisters gearbeitet. Der Hausherr war schon längere Zeit an der Front. Seine Frau hatte sich bei einer Unterhaltung als eine kluge, aufgeschlossene und den Faschisten nicht geneigte Frau erwiesen und eines Tages zu Erich gesagt:

„Wie lange wollen Sie denn noch bei dem Kommando bleiben? Sie wissen doch ganz genau, daß Sie eines Tages umgelegt werden!“

Erich hatte vorsichtig erwidert: „Und wie kann ich das verhindern?“

„Ich will Ihnen etwas sagen. Ich bin bereit, zwei Mann in dieser Wohnung unterzubringen. Hier im Amtsgericht vermutet Sie niemand. Außerdem handelt es sich um einen festen Bau, der eine gewisse Sicherheit gegen Bombenangriffe bietet. Und für Verpflegung Sorge ich!“

Erich und ich waren natürlich sehr erfreut. Wir fügten diese Adresse anderen, die wir gesammelt hatten, hinzu und hofften nun, von diesem Angebot Gebrauch machen zu können. Die Benutzung von Verkehrsmitteln war wegen der ständigen Kontrollen besonders gefährlich. Darum entschlossen wir uns, am anderen Morgen um 6 Uhr aufzubrechen und von Neukölln nach Schöneberg zu laufen.

Die Genossin, bei der wir übernachteten, wohnte im Hinterhof. Wir hatten kaum den Hof betreten, da kam ein Mann auf uns zu. Er fuhr uns in einem herrischen Ton an: „Wo kommt ihr denn her?“

Ich entgegnete: „Wo kommst du denn her?“

Darauf er: „Wollt ihr endlich sagen, wer ihr seid?“

„Willst du endlich sagen, wer du bist?“

„Ich bin der Luftschutzwart!“

Ein Blick auf diese Kreatur zeigte, was man von ihm zu halten hatte. Er sonnte sich förmlich in seiner Machtstellung. Dieser Mann konnte uns zweifellos sehr gefährlich werden. Wir mußten notfalls entschlossen in Aktion treten. Auf Erich konnte ich mich unbedingt verlassen, und meine Judokenntnisse reichten auch für diesen Kerl aus! Ich dachte: Entweder läßt er sich erschrecken, oder man muß zuschlagen!

Ich blickte ihm gespannt in die Augen, um seine Reaktion zu beobachten und sagte: „Du Knallkopp, wenn du weiter so duslig quatschst, kriegste eine vor'n Latz!“

Diesen Berliner Jargon verstand er offenbar ausgezeichnet. Ihm fiel vor Schreck die Kinnlade herunter. Er blieb stumm.

Ohne ihn eines weiteren Blickes zu würdigen, gingen wir langsam über den Hof, aus dem Flur und über die Straße. Niemand behelligte uns.

Der etwa dreistündige Marsch zum Amtsgericht Schöneberg verlief ohne weitere Zwischenfälle. Die Wohnung lag im Tiefparterre. Vor dem Fenster befand sich ein etwa 2 Meter breiter Vorgarten, der durch einen niedrigen Zaun abgeschlossen

war. Wir suchten uns kleine Kieselsteine und warfen sie in der Hoffnung, daß sich das Fenster öffnen und die Frau des Wachtmeisters zeigen würde, gegen die Scheiben.

Alle unsere Versuche waren erfolglos. So blieb nichts anderes als der Versuch übrig, durch den Haupteingang in das Innere des Gerichtsgebäudes und dann zur Wohnung zu gelangen.

Ich sagte zu Erich: „Du kannst wahrscheinlich mit deiner Kleidung am ehesten die Wohnung erreichen!“

Erich war entschlossen. Ich sah, wie er tief Atem holte und dann zum Hauptportal ging. Ich selbst postierte mich am Ende des Gebäudes in einer Nebenstraße. Von dort hatte ich sowohl das Portal als auch die Nebentür, die zur Wohnung des Wachtmeisters führte, im Auge.

Erich betrat das Gebäude. Ich hoffte, daß sich bald die kleine Nebentür öffnen würde, damit ich von der Straße verschwinden konnte. Aber die Zeit verging. Ich stand wie auf glühenden Kohlen. Mir kam es wie eine Ewigkeit vor. Endlich sah ich Erich wieder aus dem Haupteingang herauskommen. Ich begriff sofort, daß etwas nicht in Ordnung war. Er lief in schnellem Schritt die Straße entlang, an mir vorbei und bog in eine Nebenstraße ein. Ich hielt unterdessen das Gebäude, besonders das Hauptportal, im Auge. Als ich mich überzeugt hatte, daß niemand Erich beobachtete, folgte ich ihm und sprach ihn dann in der Nebenstraße an. Er erzählte mir folgendes: „Als ich die Treppe hinaufgegangen war, saß der Pförtner, der doch jeden von unserem Arbeitskommando gut kennt, in seiner Loge.

„Wohin wollen Sie?“ fragte er.

Ich konnte mich natürlich auf keine Unterhaltung mit ihm einlassen, ohne erkannt zu werden, und ging einfach durch die Sperre. Er kam aus seiner Loge heraus und lief mir hinterher. Ich versuchte ihn abzuschütteln, indem ich schnell die Treppen hinaufstieg. Aber zunächst gelang mir das nicht. Ich brauchte längere Zeit, um ungehindert das Hauptportal verlassen zu können. Die Wohnung konnte ich nicht erreichen.“

Wir waren um eine Hoffnung ärmer. Gerade dieses Quartier war uns so vielversprechend erschienen.

Erich hatte eine weitere Adresse am heutigen Luxemburgplatz. Des vielen Laufens überdrüssig geworden, entschlossen wir uns – trotz der größeren Gefahr –, mit der S-Bahn vom Bahnhof Zoo zum Alexanderplatz zu fahren. Die Fahrt verlief ohne Zwischenfall. Aber in der Wohnung trafen wir niemand an. Wir warteten einige Stunden. Die Umgebung des Alexanderplatzes und des heutigen Luxemburgplatzes einschließlich der Linienstraße war ständigen Militärkontrollen ausgesetzt. Und von Polizisten in Zivil wimmelte es sicherlich auch. Sobald wir eine Militärstreife sahen, versteckten wir uns in einem ausgebauten Bau. Wie oft das geschah, habe ich nicht gezählt. Schließlich kam die lang Erwartete. Erich erhielt von ihr Zivilkleidung.

Einige Monate vor unserem Ausbruch hatte ich

Seit 1960 haben in rund zwei Dutzend afrikanischen Staaten die Nationalarmeen aktiv in die Politik eingegriffen. In mehr als 50 Fällen traten sie zum Sturm auf den Palast des eigenen Staatsoberhauptes an. War es:

PUTSCH oder

Der Stamm der Buschongo, ansässig im heutigen Zaïre, hatte mündlicher Überlieferung nach einst einen sehr friedliebenden Herrscher. Von König Schamba Bolongongo nämlich, der seinen Fetischthron etwa um das Jahr 1600 bestiegen haben muß, wird berichtet, daß er den Gebrauch des furchtbaren Wurfmessers in Kriegszeiten untersagt und schließlich sogar den Beruf des Kriegers und damit seine Armee abgeschafft habe. Wohl deshalb lebt jener bemerkenswerte afrikanische Monarch noch immer in der Erinnerung der Einwohner dieses Landes fort.

Afrika zählt heute 42 Nationalstaaten – einschließlich der jungen Republik Guinea-Bissau, dessen Soldaten noch gegen Portugals Kolonialaggressoren kämpfen. Bis zum zweiten Weltkrieg gab es nur zwei unabhängige afrikanische Staaten, Ende der fünfziger Jahre neun – bis dann in einem Jahr, 1960, insgesamt 17 Länder unabhängig wurden, davon 15 südlich der Sahara. Für immer wird das Jahr 1960 deshalb „das afrikanische“ genannt werden.

Zu jener Zeit nun schienen die Traditionen des Buschongokönigs durchaus lebendig zu sein. Man hielt nicht viel von Soldaten. Man betrachtete, wie eine BRD-Zeitschrift einmal schrieb, vielerorts „Militärs für ausstellungswürdige Operettensoldaten, die bei Paraden und Empfängen repräsentieren sollten und Krieg höchstens spielen durften“.

Und das hatte seine Gründe. Die meisten Länder waren unabhängig. Die Befreiung der restlichen stand offenbar vor der Tür. Die weißen Administratoren mußten gehen. Man war siegessicher, und im Überschwang der Freude über die wiedergewonnene Freiheit verblaßten alle Probleme, schienen alle Fragen gelöst. Wozu brauchte man da noch Soldaten außer zur bunten Dekoration der Souveränität? Außerdem war der Soldaten-

beruf in den Augen vieler dadurch diskreditiert, daß Afrikaner die Hauptstütze der Kolonialarmeen der ehemaligen „Mutterländer“ waren, Machtinstrumente also, die dazu gedient hatten, die Unabhängigkeitsbewegungen zu unterdrücken. Aber schon das große Freiheitsjahr brachte ein Ereignis, das für viele Afrikaner ein böses Erwachen aus einer schönen, aber illusionären Traumwelt bedeutete.

Ausgerechnet in Kongo, dem heutigen Zaïre, wo der Buschongokönig einst die Armee aus dem Leben seiner Gesellschaft verbannt hatte, machte erstmalig ein Afrikaner südlich der Sahara, der Angehöriger einer regulären Armee modernen Typs war, mit der Macht seiner Waffen direkt und unverhüllt Politik. Dieser Mann, Oberst Joseph-Désiré Mobuto, ein ehemaliger Sergeant der belgischen Kolonialtruppe, ließ sozusagen die Startschüsse für ein ganzes turbulentes Jahrzehnt abfeuern: Im September 1960 setzte er Joseph Iléo ab, der einer gegen das rechtmäßige Kabinett des patriotischen Ministerpräsidenten Patrice Lumumba gerichteten „Regierung“ vorstand. Kongo sollte nun für lange keine Ruhe finden. Patrice Lumumba wurde im Auftrage der Imperialisten ermordet, der afrikanische Muster-Judas Moïse Tshombé entzweite das Land, aber Mobuto, unterdes zum General avanciert, erreichte sein Ziel: Im November 1965 stürzte er Präsident Kasavubu und den neuen Premier Evariste Kimba und regiert seit dieser Zeit das Land. Und der General und heutige Präsident Zaïres, der seinen Namen unterdes afrikanisiert hat – in: Mobuto Sese Soko – steht einem recht stabilen Staatswesen vor, das sich als afrikanische Großmacht begreift.

Die tragischen Vorfälle im Kongo ließen zwar die unruhestiftende Hand des Imperialismus sehr deutlich erkennen – hatten doch belgische Paras interveniert und Unfrieden ins Land gebracht –, brachten aber die Premiere einer für Afrika neuen

REVOLUTION?

Macht, der regulären Nationalarmee modernen Typs.

Und auch dies hat seine Traditionen. Senegals Präsident Léopold Sedar Senghor nannte den Riesenkontinent einmal „das Afrika stolzer Krieger auf geschichtsträchtigen Savannen“. In der Tat gab es gerade auch in den letzten beiden Jahrhunderten Krieger, deren Kampfweise selbst den erfahrenen Truppen der imperialistischen Kolonialmächte Respekt abverlangten. Dazu gehörte der Zulu-Heerführer Chaka (1787 bis 1828), der selbst mit Kanonen ausgerüstete reguläre britische Soldaten aufgrund seiner überlegenen Kampfweise in die Flucht schlug. Dazu gehörte der Ostafrikaner Bushiri bin Salim el-Harthi, der Ende der achtziger

Jahre des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiet des heutigen Tansanias den Kampf gegen die kaiserdeutschen Eroberer organisierte. Und dazu gehörte nicht zuletzt der Damara Jakob Morenga, der zwischen 1903 und 1907 im heutigen Namibia den Aufstand gegen die sogenannte Schutztruppe des wilhelminischen Deutschlands befehligte. Selbst die damalige „Berliner Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft“ bescheinigte dem im Kampf gefallenen Morenga so viel diplomatisches Geschick, militärische Geschicklichkeit, großzügigen strategischen Überblick über weit entlegene Schauplätze, aber auch so viel ungewöhnliche Zähigkeit, wie man sie ... nie für möglich gehalten hat.“



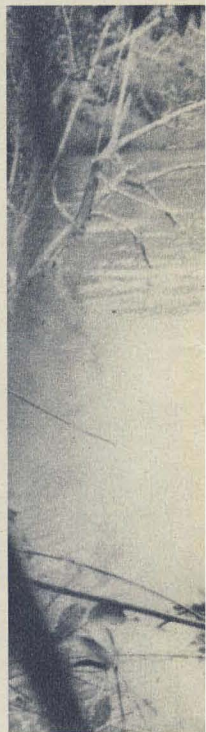
PUTSCH oder REVOLUTION?

Afrika war nie ein besonders kriegerischer, aber auch kein besonders friedlicher Erdteil. Noch der unbedeutendste Feldzug des kleinsten Stammes war aus der Entwicklung der Gesellschaft heraus geboren. Und die zweifellos bemerkenswerte Handlungsweise des Buschongokönigs hatte ihre Gründe mit Sicherheit nicht nur in persönlicher Güte und Milde.

So war es in der Vergangenheit, und so ist es heute, da Afrika mitten in der weltweiten Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus steht. Wenn heute die Soldaten der afrikanischen Staaten ihre Waffen gebrauchen, so wurzelt das im Gesellschaftlichen. Nun spielen heute in Afrika die Armeen zweifellos eine besondere Rolle. Das hat seine Ursachen vor allem in den kaum formierten, geschweige denn ausgeprägten Klassenkräften. Sehr oft ist keine Klasse in der Lage, die Führung zu übernehmen. Schon Friedrich Engels kennzeichnete solche Phasen: „Ausnahmsweise indes kommen Perioden vor, wo die kämpfenden

Klassen einander so nahe das Gleichgewicht halten, daß die Staatsgewalt (und damit natürlich auch die Armee – d. Verf.) als scheinbare Vermittlerin momentan eine gewisse Selbständigkeit gegenüber beiden erhält.“

Seit Mobutos erfolgreicher Aktion ist es in rund zwei Dutzend afrikanischen Staaten – in mehr als der Hälfte also – zu größeren oder kleineren Eingriffen des Militärs in die Politik gekommen. Mit oder ohne Erfolg. Ein Rekord wurde dabei in dem kleinen westafrikanischen Staat Dahomey erreicht. Dort hatte Christophe Soglo, zuerst Oberst, später General, zweimal seine bescheidene 1000-Mann-Armee in Marsch gesetzt und solcherart bereits zwei Präsidenten in den vorfristigen Ruhestand versetzt. Jedesmal hatte er sich dann nach kurzer Zeit wieder von der Staatsspitze zurückgezogen und neuen Zivilregierungen nichts in den Weg gelegt. Aber im Oktober 1965 rüstete Soglo erneut zum Sturm auf das Präsidentenpalais von Porto Novo. Ende November stürzte er Präsident





Apithy während dessen zweiter Amtszeit. Und diesmal setzte sich Soglo selbst auf den Sessel des Staatshaupts.

Aber Dahomeys Soldaten hatten weiterhin Beschäftigung. Am Vorabend des Weihnachtsfestes 1969 marschierten sie wieder mit scharfer Munition in den MPI-Magazinen durch die eigene Hauptstadt. Das war Dahomeys siebenter Staatsstreik in neun Jahren.

Die Ursachen für das bewegte politische Leben in Dahomey liegen recht offen. Die politischen Systeme waren seinerzeit so instabil, daß sich immer wieder die Militärs berufen fühlten, „Ruhe und Ordnung“ herzustellen. Es soll dabei gar nicht bezweifelt werden, daß viele Offiziere von der Korruption im Lande angeekelt waren, aber ihr Eingreifen ermöglichte letztlich immer wieder anderen Politikern, das eigene Süppchen zu kochen.

Die Armee in Dahomey verfügte zwar ebenfalls über all das, was eine Armee eben auch in Afrika auszeichnet – auch gegenüber den noch nicht erwachten Volksmassen: nämlich Organisation, Bildung, Schlagkraft. Aber sie hatte keine einheitliche Ideologie, keine Vorstellung vom zukünftigen Weg. Die aber hatten Offiziere anderer afrikanischer Armeen, und das war sehr oft eine Ideologie, die auf den Militärakademien imperialistischer Staaten vermittelt worden war. Ein treffendes Beispiel dafür waren Ereignisse in Ghana. Die Maschine des ghanaischen Staatspräsidenten Dr. Kwame Nkrumah durchraste gerade den ost-

Fortsetzung auf Seite 87



Singe, wem Gesang gegeben

... dieser wohlmeinende Rat Ludwig Uhlands wurde nicht als Ausrede für müde Soldaten geprägt, sondern war vor gut anderthalb Jahrhunderten an unbegabte Literaten gerichtet, wobei mit Gesang auch nicht das Tun, sondern das Objekt, das Lied, gemeint war. Lieder gibt es viele, so daß man nicht aufs Geben warten muß, sondern sie nehmen sollte.

Der Vorrat ist unerschöpflich. Er ist auch an Soldatenliedern nicht so knapp bemessen. Das Repertoire deckt sogar den Bedarf eines Truppenteils, auch wenn jede Kompanie, Batterie und was es sonst noch alles gibt, ein extra Liedchen schmettert. Wer's nicht glaubt, gehe an einem Freitag zu Mädlers Soldaten in die Kaserne.

Da trällert es an fast allen Ecken. An der ersten allerdings ist's noch mucksmäuschenstill, denn dort geht es um den Kanten, sprich Haarschnitt, die Anzugsordnung, Stiefelwachs und Koppelsitz.



Die Kommission ist streng, und manch Mängelschein wird der Kompanie mit auf den Weg gegeben, auf dem alsbald durch Posaunenklang und Paukenschlag den Soldaten die Beine nach oben gerissen werden.

Im Exerzierschritt defilieren sie an der Kommission „Zwo“ vorbei. So vom ehrenamtlichen Orchester in Laune versetzt, streben die Akteure nun dem Höhepunkt des freitäglichen Rundgesangs entgegen. „Zwo, Drei und Vier . . . !“

Vielstimmig und manchmal auch mehrstimmig singen sie ihr Lied – das, welches ihnen am besten gefällt und sie am besten können. Wer den Text nicht beherrscht, für den steckt er beim Vordermann unter dem Kragen. Die Kommission „Drei“ wird sicher nicht alles sehen, schließlich soll sie hören.



Ist alles addiert und auch subtrahiert, dann ist sie gekürt für eine Woche, die beste Kompanie im Marschgesang. Ganz nebenbei wurde noch einiges ins Lot gebracht – musikalisch umrahmte BA-Appelle wirken nicht so nervenschreckend.

Einmal im Jahr bleibt es in der Kaserne still. Dafür hallt es vielstimmig durch die Garnisonstadt. Die Genossen vom „Regiment nebenan“ sind dabei und die der Kampfgruppen. Dann entscheidet der Bürgermeister, wem Pokal und Preis zur Ehr' gereichen.

Der Hauptfeldwebel der Haubitzbatterie, Stabsfeldwebel Wittkuhn, nahm ihn für seine Sänger zuerst in Empfang. Er wußte soviel Nützliches vom Marschgesang zu berichten, daß man getrost sagen kann:

Singe, wer im Gleichschritt geht!

E. G.

PUTSCH oder REVOLUTION?

Fortsetzung von Seite 83

asiatischen Himmel auf einem Flug in die DRV, da knallten Schüsse durch die friedlichen, noch taufeuchten Straßen Accras. Am Morgen des 24. Februar 1966 fegten Armeejeeps durch die Hauptstadt: Richtung Flughafen, Sender und Telegrafenamts. Alle Verbindungen mit dem Ausland wurden unterbrochen, ehe der Stum auf das Präsidentenpalais begann. Oberst Emmanuel Kwasi Kotoka, der die Rebellion dirigierte, erklärte Nkrumah für abgesetzt und berief einen sogenannten Nationalen Befreiungsrat. Dieses Gremium aber bestand ausnahmslos aus ehemaligen Absolventen der oft als Putschistenwiege bezeichneten Militärakademie in Sandhurst und des Polizeicollege Hendon, also der führenden Militärschulen Großbritanniens.

Entsprechend waren die Maßnahmen des damaligen Regimes. Die Staatsbetriebe wurden geschlossen, den Kapitalisten neue Pfründe zugeschoben. Bezeichnenderweise rühmte sich der von Nkrumah gefeuerte ehemalige Leiter des ghanaischen Geheimdienstes, Khow Daniel Amihyia, geistiger Urheber des Staatsstreichs gewesen zu sein. Dieser Amihyia aber war seit langem als Vertrauensmann der CIA und des britischen Secret Service entlarvt.

Die Putsche in Dahomey und Ghana bewiesen, daß für einen großen Teil der militärischen Staatsstreiche in Afrika der Imperialismus verantwortlich ist – sowohl als direkter Anstifter als auch als Verantwortlicher für jene rückständigen Verhältnisse, die eine Vorwärtsentwicklung ungeheuer erschweren. Das Kolonialerbe, die Konservierung von Stammesdifferenzen und religiösen Zwisten, die bewußte Erhaltung des Analphabetentums, die Sabotage der Industrialisierung und damit der Herausbildung eines organisierten Proletariats, die Heranbildung einer Schicht von Kollaborateuren – dies alles war in vielen Fällen die Basis dafür, daß das Militär in den jeweiligen Hauptstädten die Macht meist mühelos an sich reißen konnte.

Aber das Weltgeschehen stagnierte nicht, das Kräfteverhältnis zwischen Sozialismus und Imperialismus veränderte sich stetig zuungunsten der Kräfte des Gestern. Und dies hatte natürlich auch Auswirkungen auf Afrika. Nicht zuletzt Offiziere waren es, die sich mehr und mehr auf anti-imperialistische Positionen stellten. Das ist aus sehr vielen und sehr verschiedenen Ursachen zu erklären. Am Anfang war oft nur Abscheu vor dem chaotischen Entwicklungsweg, den korrupte Politiker einschlugen – dies mußte an Disziplin und Ordnung gewöhnte Menschen einfach anekeln. Dann rückten mehr und mehr Soldaten, die bäuerlichen oder kleinbürgerlichen Schichten entstammten, auf Kommandopositionen. Diese Offiziere

aber hatten sich schon als Kinder mit sozialen Problemen konfrontiert gesehen. Und schließlich wurde der aus Patriotismus geborene Sinn für die Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung in der Welt immer wacher.

Insbesondere die Entwicklung in den afrikanischen Ländern nördlich der Sahara – in vier von ihnen (ARÄ, Algerien, Sudan und Libyen) wurde die Armee mehr oder weniger zum Wegbereiter gesellschaftlichen Fortschritts – wie auch in der Demokratischen Republik Somalia, wo hohe Offiziere für die Errichtung des Sozialismus eintreten, in der Volksrepublik Kongo und in einer Reihe anderer schwarzafrikanischer Staaten deutet darauf hin, daß Afrikas Armeen nicht stagnieren. Nicht vergessen werden darf auch das Beispiel der tapferen Kämpfer in den noch kolonial unterdrückten Gebieten, wo wahre Volksarmeen entstanden sind oder heranwachsen.

Das Beispiel Nigeria beweist, daß eine Armee durchaus in der Lage ist, nicht nur imperialistische Angriffe auf die staatliche Einheit entschieden abzuwehren, sondern selbst die Folgen eines äußerst blutigen Bürgerkriegs in historisch kurzer Zeit zu überwinden, also Aufbauarbeit zu leisten.

Die Abspaltung des sogenannten Biafra im Jahre 1969 und der sich daran anschließende zweieinhalbjährige Bürgerkrieg brachten Nigeria immerhin Kriegsschäden in Höhe von etwa 600 Millionen Naira (1 Naira entspricht etwa 4,50 Mark). Und die Armee bewährte sich nun nicht nur als kämpfende Truppe sondern auch als Organisator des Wiederaufbaus. Nigerianische Pioniere erbauten ganze Dörfer neu, errichteten neue Brücken, bahnten völlig neue Straßen durch den Tropenwald. Und ihrem führenden Repräsentanten, dem Chef der Bundesmilitärregierung, Yakubu Gowon, gelang es, Nigerias Außenpolitik neu zu profilieren. Nigerias Offiziere bezogen in vielem echte anti-imperialistische Positionen, insbesondere was die Unterstützung des Befreiungskampfes in den noch kolonial unterdrückten Gebieten Afrikas betrifft, aber auch im Kampf gegen die großen Petroleummonopole, die das Erdölland Nigeria stets als Ausbeutungsobjekt betrachteten.

Seit 1960, dem afrikanischen Jahr, hat es in Afrika weit über 50 Aktionen des Militärs mit dem Ziel gegeben, Machtverhältnisse zu verändern. Die Frage, ob es Putsche oder Revolutionen waren, ob die Aktionen dem gesellschaftlichen Fortschritt dienten oder nicht, kann in jedem Fall nur nach gründlicher Analyse der Situation beurteilt werden. Eins steht fest: Die Zeit, in der afrikanische Armeen ein absoluter Aktivposten in den Rechnungen imperialistischer Geheimdienste waren, ist längst vorbei.



Bekanntlich war der T-34 der Stammvater der Familie der sowjetischen mittleren Panzer, deren nachfolgende Generationen stets das Beste der vorangegangenen übernahmen.

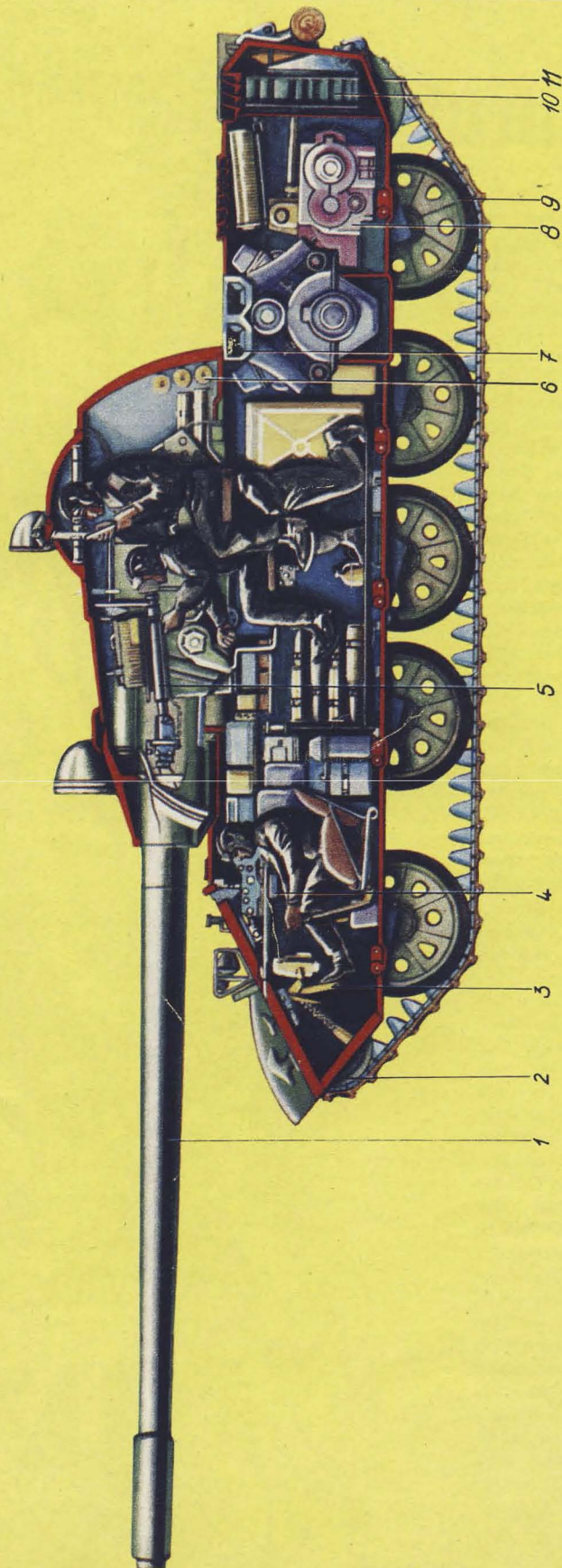
Ende des Krieges wurde der Panzer T-44 entwickelt. Sein wesentlicher Unterschied zum T-34 war die Querlage des Motors und die Verwendung einer Torsions- anstelle der Spiralfederung. Einige Jahre danach wurde der Panzer T-54 konstruiert und in die Bewaffnung übernommen. Seine Kampfeigenschaften haben bis zum heutigen Tag an Bedeutung nichts verloren. Die Besonderheiten des Aufbaus dieses Panzers wurden bereits in AR 1/1973 behandelt.

Wodurch unterscheidet sich der T-55 von seinem Vorgänger? Er ähnelt dem T-54 wie ein Sohn seinem Vater. Aber an seiner Konstruktion wurden Veränderungen vorgenommen, durch die die Kampfeigenschaften verbessert werden konnten. Die Neigungswinkel der Panzerwanne des T-55 gewährleisten einen maximalen Schutz der Besatzung vor Granaten. Wie aus der Zeichnung ersichtlich ist, hat das Prinzipschema der Gesamtkonstruktion des T-55 im Vergleich zum T-54 keine wesentlichen Veränderungen erfah-

ren. Es ist eine Konstruktion mit Heckmotor und Heckanordnung der Kraftübertragungsteile. Der Motorraum nimmt weniger Platz ein, die Kühlung der Aggregate und Kraftübertragungsteile wurde verbessert, die Montage und Demontage der Aggregate ist bequemer geworden. Auch die Feuerkraft wurde verbessert. Der Panzer besitzt eine mit einem MG gekoppelte Kanone. Die Treffgenauigkeit während der Fahrt wird durch die Verwendung eines Stabilisators wesentlich erhöht. Der Stabilisator der Panzerbewaffnung ist ein automatisches Regulierungssystem, das auf die Winkelabweichung der Panzerkanone von der vorgesehenen Richtung reagiert und für die Beibehaltung dieser Richtung sorgt. Der Panzer wird von einem Dieselmotor Typ W-55 mit einer Leistung von 520 PS angetrieben. Durch eine Erhöhung der Füllmenge der Kraftstoffbehälter wurde auch der Fahrbereich vergrößert. Einen sicheren Schutz des Motors vor Staubeinwirkung bietet ein Kassettenluftfilter. Zwischen-, Wechsel- und Planetenlenktriebe haben keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Aber die Konstruktion der Hauptkupplung wurde verbessert.

Die Wiederherstellung des Spiels erfolgt jetzt durch Drehung der Druck-scheibe. Im Hauptkupplungsgehäuse wurde eine hydropneumatische Einrichtung angebracht, die die Zeit des Ein- und Auskuppelns steuert. Das Seitenvorgelege hat Planetengetriebe. Das gewährleistet eine große Festigkeit und Funktionssicherheit. Eine automatische Feuerlöschanlage garantiert das zuverlässige Bekämpfen von Bränden. Infrarotsicht- und Schießscheinwerfer sind ebenso wie eine Ausrüstung zur Unterwasserfahrt vorhanden. Die Verständigung der Besatzung im Panzer erfolgt durch die Bordsprechanlage, die Nachrichtenverbindung nach außen durch die Funkstation.

- 1 – Kanone
- 2 – Leitrad
- 3 – Fahrfußhebel
- 4 – Beobachtungsgerät
- 5 – Zieleinrichtung
- 6 – Teil des Kampfsatzes
- 7 – Motor
- 8 – Getriebeblock
- 9 – Laufrollen
- 10 – Kühler
- 11 – Treibrad

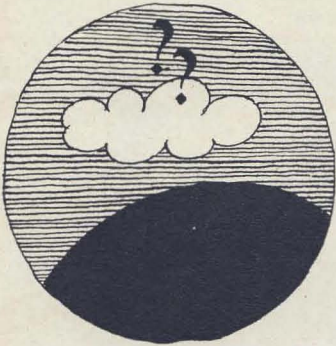


Auf Zuruf

... Differentialaufgaben im Kopf zu lösen, dürfte selbst gewiesenen Mathe-Künstlern nicht gelingen. Wenn auch jeder Vergleich seinen Hinkfuß hat wie weiland Mephisto: Liebe Leute, die Ihr an Euren treuen Leser vom Dienst schreibt, verlangt nichts gleichermaßen Unmögliches von ihm! Erwartet nicht, daß er auf Euren (schriftlichen) Zuruf gleich oder vorgestern dieses oder jenes brandneue, beim Verlag schon vergriffene, in der Truppenbibliothek gar nicht vorhandene Buch besorgt, liest und schon im allernächsten AR-Heft seine unmaßgebliche Meinung darüber ausplaudert. So, das mußte mal gesagt werden. Oder ist jemand der Meinung, daß mir mein Stubenkumpel Atze oder meine Keule Manfred oder einer von Euch ein Stück von meinem persönlichen SOLDATENAUFTRAG XXV abnehmen kann? Selbst ist der Gefreite! Wer anders denkt, ist reichlich schief über den Holzweg gewickelt, und wenn ich heute mal ausnahmsweise – dann meine ich wirklich: ausnahmsweise! Ausnahmsweise also Dir, lieber Heiko Landgraf in Zwickau, schönen Dank für den Tip, „Die schwarze Karawane“ von Klytsch Kulijew (Verlag Volk und Welt) mit ein paar warmen Empfehlungen versehen an das AR-Leserpublikum weiterzureichen. „Hältst Du das für einen historischen oder einen Spionageroman?“ möchtest Du wissen. Einigen wir uns auf die in diesem Fall goldene Mitte, auf den historischen Spionageroman, der (für alle, die das Buch nicht kennen) so beginnt: „Der Generalstab wollte mich nach Afghanistan, Buchara und Chiwa schicken, damit ich die politische Atmosphäre erkundete und den



Kampf gegen den Bolschewismus aktivierte“, und so endet: „Mir ist, als habe die schreckliche Epidemie des Bolschewismus die ganze Welt erfaßt, das Wasser, die Luft und den Himmel...“ Zwischen Anfang und Ende spannt sich eine Kette bunter Abenteuer, erzählt aus der Sicht des englischen Obersten Charles Forster, dessen geheime Mittelasienmission in den Jahren 1918/19 gegen die kämpfende und siegende Sowjetmacht erfolglos bleibt.



Dank auch für Deinen zweiten Hinweis, lieber Heiko. Ich stimme Dir zu, es gibt nur wenige derart mit Herz und Sachkenntnis geschriebene Reportagesammlungen über die Sowjetunion wie die von Erich Selbmann *„Der Degen des großen Korsen“* (Verlag Neues Leben). Allerdings hätte die Fotoauswahl für dieses Buch mit ebensoviel Herz und Sachkenntnis erfolgen sollen, meine ich, und ein wenig Suche nach dem Originellen, noch nicht aus Zeitungen und Zeitschriften hinglänglich bekannten Foto hätte nicht geschadet. Deinen Vorschlag, einen Auszug aus der Reportage *„Die zweite Schlacht um Kursk“* mal in einem AR-Heft nachzudrucken, habe ich an die Redaktion weitergeleitet. Du hast mir sehr ausführlich geschrieben, lieber Dietmar Klaare in Rudolstadt, und wenn ich's recht überlege, läuft Dein Brief auf eine einzige Frage hinaus: Warum gibt ein

Verlag, bei dem vorwiegend Bücher für junge Leute erscheinen, der Verlag Neues Leben, ein religionsgeschichtliches Werk wie das von Jakow Lenzman *„Wie das Christentum entstand“* heraus? Nach meiner Meinung, weil jeder junge Mensch, der vielleicht noch in Zweifeln befangen ist, wissen muß, warum und daß es keine Alternative zur wissenschaftlichen Weltanschauung des Marxismus-Leninismus gibt und geben kann – auch keine religiöse. Nur die Weltanschauung der Arbeiterklasse ist Ausdruck der objektiven Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung und stimmt völlig überein mit den Interessen der werktätigen Menschen. Für viele Jugendliche ist das auch heute noch ein Problem. Sie brauchen sich dessen nicht zu schämen. Ein Mann wie Lenin hat zum Beispiel auf die Frage, seit wann er Atheist war, 1922 in einem Fragebogen geantwortet: „Seit meinem 16. Lebensjahr.“ Wie man in der Beschreibung seiner Jugendjahre (*„Lenins Jugend“* von Arnold Reisberg, Verlag Neues Leben) weiter liest, bedeutete für Lenin der Bruch mit der Religion eine harte geistige Auseinandersetzung. Bücher wie das von Jakow Lenzman sind, meine ich, den jungen Leuten von heute für diesen Schritt eine unschätzbare Hilfe. Der sowjetische Wissenschaftler weist schlüssig nach, wie „... Geheimnis und Gebräuche / dem Volke Furcht, den Priestern dicke Bäume...“ einbrachten.

„Laß Heilige den Himmel suchen / Sie mögen beten und mir fluchen / Mein Ruhm und Hoffen ist allein / Das wahre Glück, ein Mensch zu sein.“ Das Zitat und die Verse Johann Matthias Dreyers (1717 bis 1769) entnehme ich einer Lyrik-Sammlung aus der Zeit der Aufklärung und des Sturms und Drangs. Sie heißt, bezogen

auf Dreyer, *„Das wahre Glück, ein Mensch zu sein“*, und ist bei Rütten & Loening erschienen. Notwendige Nachbemerking: Dreyers antireligiöse Epigramme wurden 1763 in Hamburg auf Betreiben der Kirche öffentlich verbrannt. Kein Kommentar, nur eine Erinnerung: Chile, Herbst 1973...

Ist meine Meinung bei Dir mit Fünneff angekommen, lieber Dietmar Klaare?

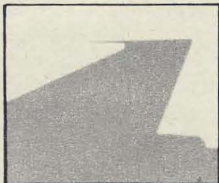
Und Du, verehrte Connie Fauch in Karow, wünschst Dir vom LvD, er möge doch „... öfters Krimis und Utopics und sowas verkaufen“. Verkaufen – aua! Trotzdem, woll'n mal sehen, was es da so gibt. Wie und warum jemand im Archiv einer Außenstelle des Instituts für Zeitgeschichte ermordet wird, klärt Gerhard Scherfling in *„Die Zeitungsnotiz“* (Mitteldeutscher Verlag). Wie eine humanoide Baumgesellschaft auf dem Planeten Exteritus im Sternbild Centaur irdische Raumfahrer des Jahres 2074 empfängt, berichtet Hans Prüfer in *„Planet der Träume“* (ebenfalls Mitteldeutscher Verlag). Was geschieht, wenn ein Staranwalt wie Monsieur Cassidis wegen einer persönlichen Neigung zu Madame Dupré ein Fehlurteil erwirkt, schildert Jean Laborde in *„Des Teufels schwache Seite“* (Verlag Das Neue Berlin). Drei auf einen Streich, liebe Connie – ist das etwa keine gute Verkäufe? Übrigens, auf Deine intime Frage, die ich aus naheliegenden Gründen hier nicht zitiere, antworte ich Dir diskret mit Tucholsky: „Entweder du liest eine Frau, oder du umarmst ein Buch, beides zugleich geht nicht.“ Ausnahmslos (nicht ausnahmsweise!) grüßt für heute alle Leser, besonders die, deren Zuruf er vernahm,

*Euer Leser
vom Dienst*

Nationalitätenkennzeichen an Militärflugzeugen (VI)



Königreich Schweden



Schweizerische Eidgenossenschaft



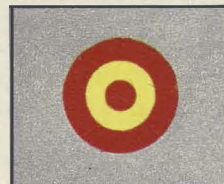
Republik Senegal



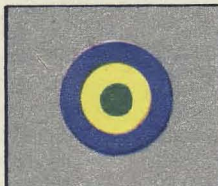
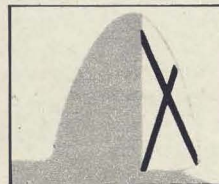
Republik Singapur



Demokratische Republik Somalia



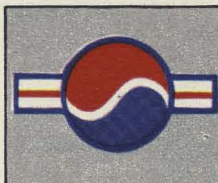
Spanien



Demokratische Republik Sudan



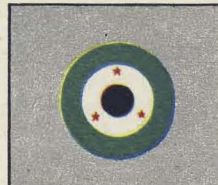
Republik Südafrika



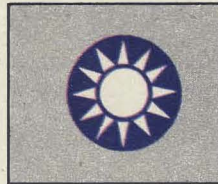
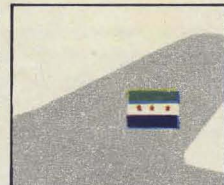
Republik Korea (Südkorea)



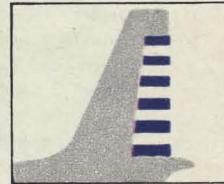
Republik Südvietnam



Syrische Arabische Republik



Taiwan



Zusammenspiel der
Kräfte in den
sowjetischen Luftstreitkräften



Die Flucht

Fortsetzung von Seite 79

zufällig meinen Onkel getroffen, als unser Arbeitskommando vom Frauengefängnis Barnimstraße zur U-Bahnstation am Alexanderplatz marschierte. Er wohnte in der Oderberger Straße, und wir begaben uns nun dorthin.

Mein Onkel war ein guter Kerl, ein Arbeiter, der den Mut gehabt hätte, uns zu helfen. Aber er trank gem einen über den Durst. Ich mußte deshalb damit rechnen, daß er dann plauderte und uns und sich gefährdete. Uns lag daran, wenigstens für eine Nacht irgendwo schlafen zu können und wieder einmal einige Bissen zu bekommen.

Wir trafen meinen Onkel und meine Tante in ihrer Wohnung an. Sie waren über mein Erscheinen sehr überrascht. Ich erzählte ihnen, wir wären vorzeitig entlassen worden. In ihrer politischen Ahnungslosigkeit glaubten sie mir das auch.

Am nächsten Morgen fuhr Erich nach Neukölln. Wir hofften, daß die Genossen Unterkunft und Verpflegung vorbereitet hätte. Für einen der nächsten Tage machten wir einen Treff aus. Durch einen Luftalarm konnte er aber nicht stattfinden, und unsere Verbindung wurde unterbrochen.

Etwa vierzehn Tage später geriet Erich wieder in die Hände der faschistischen Justiz. Er hatte aber großes Glück im Unglück. Er wurde ins Zuchthaus Brandenburg-Görden gebracht und überlebte. Als die Sowjetarmee nach Brandenburg vorstieß, schlug auch für ihn die Befreiungstunde.

Ich besaß noch eine Adresse, sie war meine letzte Chance.

Einige Wochen vor unserem Ausbruch hatten wir

in der sogenannten Akademie für Deutsches Recht, gegenüber der Reichskanzlei, gearbeitet. Ich besetzte damals an der Straße eine Wand aus, die durch Bombenangriffe beschädigt war. Plötzlich – ich traute kaum meinen Augen – sah ich Willi Vogt die Straße entlang auf mich zushlendern. Er hatte mich offenbar schon vorher bemerkt. Ich richtete mich nicht aus meiner gebückten Arbeitsstellung auf und fragte nur: „Wo wohnst du jetzt?“ Im Vorbeigehen erwiderte er: „Greifenhagener Straße fünfunddreißig.“

Nach unserer gemeinsamen illegalen Arbeit bis zum Jahre 1935 sahen wir uns etwa zwei Jahre später in Luckau wieder. Willi hatte – da die Gestapo glücklicherweise über seine wirkliche Tätigkeit nichts wußte – in einem anderen Zusammenhang nur eine Strafe von drei Jahren erhalten. Er gehörte zu den wenigen Genossen, die am Ende ihrer Haft nicht in ein Konzentrationslager eingewiesen, sondern entlassen wurden.

Nun ging ich von der Oderberger Straße zu seiner Wohnung. Ernste Gedanken bewegten mich. Würde das Haus noch unzerstört sein? Würde ich jemand antreffen? Das Mietshaus hatte keine nennenswerten Bombenschäden. Ich klingelte an Willis Wohnungstür. Sie wurde geöffnet, und vor mir stand eine Frau. Ich hatte sie elf Jahre zuvor einmal als Willis Verlobte gesehen. Sie blickte mich erstaunt an.

„Erich, bist du es? Na dann komm rein!“

„Wo ist Willi?“

„Willi kommt in etwa einer Stunde zum Mittagessen. Er arbeitet ganz in der Nähe auf einer Baustelle.“

Lotte führte mich in ein Zimmer. Ich ließ mich in einem Sessel nieder, der unmittelbar am warmen Ofen stand. Ich verfiel in einen halbschlafähnlichen Zustand und hatte ein Gefühl außerordentlichen Wohl- und Geborgenseins.

Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin · Redaktion „Armee-Rundschau“, Chefredakteur Oberst Karl-Heinz Freitag · Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postfach 46130, Telefon 530761 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko, Oberst E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cerveny, Prag; Major E. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau“ erscheint monatlich · Preis: 1,- M · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über Deutsche Post und NVA – Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 102 Berlin, Rungestraße 20, in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb · In allen übrigen Ländern über den internationalen Buch-Zeitschriftenhandel und den volkseigenen Außenhandelsbetrieb Buchexport Volkseigener Außenhandelsbetrieb der Deutschen Demokratischen Republik, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16 – Postfach 160 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf: 226 2715, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: GG Interdruck, Leipzig · Gestaltung: Horst Scheffler · Printed in GDR

Redaktionsschluß dieses Heftes: 20. 2. 1974

Fotos: Uhlenhut (15), S. 48, 49, 55, 56, 57, 62, 63, 64, 65, 66, 67; Gebauer (30), S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 20, 21, 84, 85, 86; Leher (1), Rücktitel; Jones (5), Titel S. 72, 73; DEFA (1), S. 19; Söllner (1), S. 27; Klöppel (1), S. 36; Stöhr (1), S. 36; Hoepner (1), S. 37; Ingeborg Uhlenhut (2), S. 44, 45, 46; Pal (1), S. 54; Archiv (7), S. 54, 60, 61; Melzer (1), S. 55; Becher (1), S. 69; ZB (5), S. 68, 69, 82, 83; Moll (1), S. 83; Museum f. deutsche Geschichte (Archiv) (2), S. 28, 31; Armeemuseum der DDR (Fotothek) (4), S. 31, 32, 33; Armeemuseum der DDR (3), S. 30, 33; Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Zentrales Parteiarchiv) (1), S. 33; Kuliza (6), S. 52, 53.

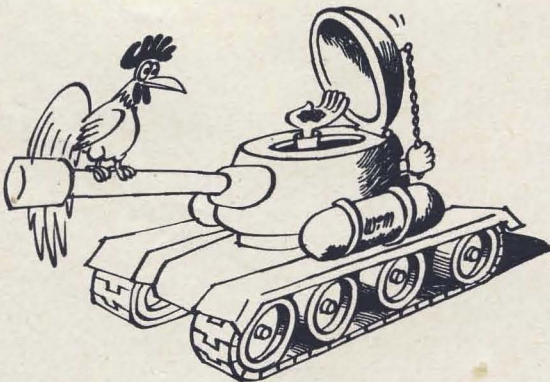


„Diensthundspezialausbildung.“



Na, hier ist was
los....!

meint Willy Moese



Trat im „Kessel Buntes“ auf
und gehört zu den beliebtesten
Schlagersängerinnen Kubas:

Farah Maria

